

Träger, Kay

Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit.

Ein Versuch einer Zwischenbilanz auf der Grundlage aktueller
Veröffentlichungen

BACHELORARBEIT

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fakultät Soziale Arbeit

Roßwein, 2011

Träger, Kay

Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit.

Ein Versuch einer Zwischenbilanz auf der Grundlage aktueller
Veröffentlichungen.

eingereicht als

BACHELORARBEIT

an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fakultät Soziale Arbeit

Roßwein, 2011

Erstprüferin: Prof. Dr. phil. Gudrun Ehlert

Zweitprüferin: Prof. Dr. phil. Barbara Wedler

Bibliographische Beschreibung:

Träger, Kay:

Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit.

Ein Versuch einer Zwischenbilanz auf der Grundlage aktueller Veröffentlichungen. 44 S.

Roßwein, Hochschule Mittweida/Roßwein (FH), Fakultät Soziale Arbeit,

Bachelorarbeit, 2011

Referat:

Die Bachelorarbeit befasst sich mit der Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit. Es werden die wichtigsten Etappen der theoretischen Diskussionen vom Entstehen Sozialer Arbeit als Beruf, über die Hochphase in den 1960er bzw. 1970er Jahren, das erneute Aufflammen der Diskussion Ende der 1980er resp. Anfang der 1990er Jahre, bis hin zur aktuellen Debatte um Professionalität in der Sozialen Arbeit wiedergegeben. Dabei zeigt sich die Verschiebung der Aufmerksamkeit vom statischen professionstheoretischen Strukturbegriff auf der gesellschaftlichen Makroebene über den dynamisch, kollektiven und individuellen Prozess der Professionalisierung, zur Hinwendung auf die Mikroebene und die Frage nach Professionalität im Handeln Sozialarbeitender. Darüber hinaus werden Ursachen für eine Verhinderung der Professionalisierung in der Sozialen Arbeit diskutiert.

Es handelt es hierbei um eine Theoriearbeit mittels Literatur- bzw. Diskursanalyse.

Inhaltsverzeichnis

0.	Einleitung	1
1.	Was ist Soziale Arbeit	4
1.1.	Was ist eine Profession	6
1.2.	Profession	6
1.3.	Profession, Professionalität, Professionalisierung	6
2.	Soziologische Professionstheorien	9
2.1.	Der Strukturfunktionalismus	10
2.2.	Der Machttheoretische Ansatz	11
2.3.	Der Symbolische Interaktionismus	11
3.	Der Systemtheoretische Ansatz von Rudolf Stichweh	12
3.1.	Der Strukturtheoretische Ansatz von Ulrich Oevermann	14
3.2.	Der interaktionistische Ansatz von Fritz Schütze	15
4.	Weiterentwicklung der Professionstheorien durch biografische Ansätze	18
4.1.	Der Berufsbiografische Ansatz von Ewald Terhart	18
4.2.	Biografiearbeit und Habitualisierung	22
4.3.	Weitere Beiträge aus der Biografieforschung	23
4.4.	Soziale Arbeit als Dienstleistung	30
5.	Ursachen einer Professionalisierungsverhinderung in der Sozialen Arbeit	33
5.1.	Entstehungsgeschichtliche Ursachen	33
5.2.	Schwache Verbände?	36
5.3.	Geschlecht und Profession	38
6.	Schluss	41
	Literaturverzeichnis	45

0. Einleitung

Beim Lesen der einschlägigen Literatur über den Beginn der sogenannten Professionalisierungsdiskussion bzw. Professionalisierungsdebatte in der Sozialen Arbeit herrscht, je nach dem, wie Soziale Arbeit definiert wird und zum anderen, was unter deren Professionalisierung verstanden wird, durchaus Dissens. In Anlehnung an Hammerschmidt/Sagebiel lässt sich Soziale Arbeit analytisch-deskriptiv als „personenbezogene, fachlich qualifizierte und beruflich ausgeführte Dienstleistung mit fürsorglicher Intension definieren“ (Hammerschmidt/Sagebiel 2010: 9). So verstanden ist der Beginn der Sozialarbeit in Deutschland mit der Herausbildung des Sozialstaates im Kaiserreich zu verorten und er fand seinen ersten Abschluss während der Weimarer Republik. Zwar gibt es Traditionslinien, die bis ins Mittelalter zurückreichen (Armenpflege und –fürsorge), doch als qualifizierte Tätigkeit kann erst seit den 1830er Jahren gesprochen werden (theologisch-pädagogische Ausbildung durch Wichern und Fliedner) resp. noch später, durch die bürgerlichen Frauenbewegungen (Weber, Salomon, Bäumer) um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert. Hier allerdings ist die Soziale Arbeit noch vorwiegend ehrenamtlich organisiert. Dies ändert sich im ersten Weltkrieg (entgeltliche Kriegsfürsorge) und während der Weimarer Republik. In Folge der sozialen Umwälzungen entwickelte sich die Soziale Arbeit zusehends zu einer Berufsarbeit.

Eine erste Professionalisierungsdebatte entspann sich sozusagen darin, als sich die Gründermütter der sozialen Frauenschulen - noch vor der Etablierung Sozialer Arbeit als bezahlte Tätigkeit bzw. als Erwerbsberuf - fragten, was Frau können und wissen müsse und demzufolge auch in ihren gegründeten Schulen zu lehren sei. Dabei ging es ihnen vor allem um die „Schaffung und Verbesserung von fachlicher Qualifikation und Ausbildung“ (ebd.: 11). Dies meinte jahrzehntelang Professionalisierung, erst nach der Akademisierung der Sozialen Arbeit in den späten 1960er bzw. frühen 1970er Jahren durch die Einrichtung von Fachhochschulen und die Etablierung von Diplomstudiengängen an Universitäten, wurden andere Vorstellungen von Profession, Professionalität und Professionalisierung aufgegriffen und auf Soziale Arbeit bezogen. Hier sehen einige der Kommentatoren, wie auch ich, den eigentlichen Beginn der Professionalisierungsdebatte in der Sozialen Arbeit, nicht zuletzt auch deshalb, weil neue Spieler das Feld betraten, namentlich „(d)ie Studierenden der neuen hochschulischen Ausbildungsgänge, die nunmehr akademisch gebildeten PraktikerInnen der Sozialen Arbeit sowie die jetzt zu Hochschullehrern avancierten vormaligen Ausbilder einschließlich neuer ProfessorInnen unterschiedlicher Herkunftsdisziplinen“(...), „die Soziale

Arbeit (war) nicht mehr bloßes Objekt dieser Kontroversen, sondern Subjekt“ (ebd.: 12). Es geht nunmehr um Status- und Kompetenzfragen und um Gratifikationen.

Der Kompetenzbegriff rückt ins Zentrum der Aufmerksamkeit, unklar bleibt jedoch, wie sich dieser Kompetenzbegriff zur Professionalisierung verhält. Wird durch eine verbesserte Handlungskompetenz eine Professionalisierung der Sozialen Arbeit erreicht oder vergrößert sich durch Professionalisierung die Handlungskompetenz? Im ersten Fall geht man davon aus, dass sich durch die Verbesserung der Ausbildung über kurz oder lang eine gesellschaftliche Anerkennung (Profession) einstellt, die man durch engagierte Arbeit verdient hat, während man sich im zweiten Fall an soziologischen Professionstheorien abarbeitet, im Sinne eines Vergleiches mit etablierten Professionen (Medizin, Jurisprudenz, Theologie) und dann abhakt, was man erreicht hat und was noch nicht. Nach Parsons sind Professionen Berufe, die sich durch wissenschaftliche Rationalität, funktionale Spezifität und die Definition von zu bearbeitenden Problemen auszeichnen (vgl. Parsons 1969). Deren Professionalität bzw. deren Handlungskompetenz speist sich aus langjähriger, wissenschaftlicher Ausbildung und gleichzeitig bearbeiten sie gesellschaftliche Probleme die in Bezug mit den zentralen gesellschaftlichen Werten entstehen, also Recht, Gesundheit und Religion. Dafür wird ihnen per Gesellschaftsvertrag ein hoher Status und ein hohes Einkommen zugestanden und nicht zuletzt, die Autonomie über die Selbstkontrolle über ihre jeweilige Profession.

Die zum Teil heftigen Diskussionen wurden einmal mehr, dann wieder weniger. Ab der zweiten Hälfte der 1980er Jahre beschäftigte man sich mit Handlungsvollzügen und Binnenlogiken Sozialer Arbeit und deren Paradoxien (Schütze, Oevermann), doch ohne klares Ergebnis. Festzuhalten bleibt, dass in der Folge zusehends die Rede von der Disziplin und der Profession der Sozialen Arbeit war, jedoch mit dem Eingeständnis von Unzulänglichkeiten.

Unterdessen breitete sich die Soziale Arbeit immer weiter aus, sie ist weg von einer Lückenbüßerfunktion in die Mitte der Gesellschaft gerückt und hält Angebote für alle bereit. Dennoch stellte sich keine Zufriedenheit mit dem Erreichten ein, im Gegenteil: es bestehen Befürchtungen, das Erreichte/Etablierte zu verlieren, etwa im Zusammenhang mit der fortschreitenden Ökonomisierung und dem Bologna-Prozess. In diesem Zusammenhang werden Befürchtungen laut, die in Richtung De-Professionalisierung und Ent-Akademisierung (Staub-Bernasconi) gehen. „Während die Ausdifferenzierung des Managements als Professionalisierung gesehen werden kann, so muss das Zerfallen des Wissens auf der Interaktionsebene, die Arbeitsverdichtung bis hin zur Ambivalenz der Haltungen als Deprofessionalisierung verstanden werden“ (Krone 2008: 177 zitiert in Hammerschmidt/Sagebiel 2010: 17).

Die Gefahr eines Profilverlustes von Sozialer Arbeit an sich wird beklagt bzw. wird die sozialarbeiterische Identität dadurch nicht gestärkt. Denn: „Das Identitäre der Sozialen Arbeit zeigt sich in ihrer Funktion“ (Merten 2010).

Mein Anliegen in dieser Arbeit ist es, die meiner Ansicht nach wichtigsten Etappen in der Professionalisierungsdebatte in der Sozialen Arbeit nachzuzeichnen. Dabei werde ich zunächst in einem kurzen Abriss die Geschichte der Sozialen Arbeit (Kapitel 1) Revue passieren lassen. Daran anschließend werden differenztheoretisch (vgl. Nittel) die Begrifflichkeiten Profession, Professionalität und Professionalisierung diskutiert. Soweit Klarheit über die Begriffe herrscht, werde ich mich den professionstheoretischen Ansätzen (Strukturfunktionalismus - Parsons, Machttheorie – Hughes, Symbolischer Interaktionismus – Strauss) widmen, deren Diskussion vor allem die Makroebene betraf (Kapitel 2). Die weitergeführte Debatte um Professionalität in der Sozialen Arbeit möchte ich im nächsten Kapitel (3) mit den Arbeiten von Ulrich Oevermann, Rudolf Stichweh und Fritz Schütze aufgreifen, wo die Diskussion sich zusehends auf die Mikroebene verlagerte und das professionelle Soziale Handeln in den Blick rückte. Im Anschluss daran gehe ich gesondert (Kapitel 4) auf den berufsbiografischen Ansatz von Ewald Terhart ein, der letztgenannte in seiner Theorie versucht zu vereinen. Zum Bereich der Biografieforschung sollen dann noch zwei weitere Autoren zu Rate gezogen werden. Einmal wird versucht, durch eine biografische Methode die Handlungskompetenz Sozialarbeitender zu erweitern (Wolfram Fischer). Das andere Mal zieht Albert Scherr Schlüsse aus den Biografien von Student_innen der Sozialen Arbeit, die recht kritisch zu lesen sind.

Die Debatte um Professionalität in und Professionalisierung der Sozialen Arbeit ist wie bereits erwähnt sehr weit gefächert, weshalb ich noch Andreas Schaarschuch zu Wort kommen lasse und seine Ansichten zur Sozialen Arbeit als Dienstleistung. Damit beschließe ich die Fragen um Professionalität in der Sozialen Arbeit und gehe über zu Fragestellungen, die auf Ursachen ihrer Verhinderung gerichtet worden sind (Kapitel 5). Dort werde ich ausgehend von der geschichtlichen Entwicklung Sozialer Arbeit, über Verbände und die Geschlechtlichkeit in diesem Zusammenhang zu sprechen kommen. Zum Schluss möchte ich noch einen Ausblick in die Zukunft wagen (Kapitel 6).

1. Was ist Soziale Arbeit

Beginnen möchte ich mit einer ausführlicheren Definition der International Federation of Social Workers (IFSW):

„Soziale Arbeit als Beruf fördert den sozialen Wandel und die Lösung von Problemen in zwischenmenschlichen Beziehungen, und sie befähigt die Menschen, in freier Entscheidung ihr Leben besser zu gestalten. Gestützt auf wissenschaftliche Erkenntnisse über menschliches Verhalten und soziale Systeme greift soziale Arbeit dort ein, wo Menschen mit ihrer Umwelt in Interaktion treten. Grundlagen der Sozialen Arbeit sind die Prinzipien der Menschenrechte und der sozialen Gerechtigkeit“.

Sozialarbeit hat ihre Wurzeln im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Armenwesen. Sie wuchs im Kontext der sozialen Bewegung des 19. Jahrhunderts dort heraus und etablierte sich neben der Sozialpolitik (Thiersch 1996: 6). Die Anfänge der beruflichen Verselbstständigung von Sozialarbeit sind im 19. Jahrhundert nachzuweisen. Im Zuge der Modernisierung wurden zusehends Beratungs-, Ermittlungs- und Vermittlungstätigkeiten notwendig (vgl. Mühlum 1997: 32). In dieser gesellschaftlichen Entwicklung ändert sich sukzessive der Status von Armut. War man früher demütiger Bittsteller, so entwickelte sich ein Anspruch auf Hilfe, dessen sich der Sozialstaat durchaus bewusst war und ist. Der wirtschaftliche Transformationsprozess zeitigt auf dem sozialen Sektor adäquate Folgen. Durch den Zerfall der primären Sozialverbände (Familie), der Säkularisierung/Säkularisation und zunehmend drängender sozialer Probleme, entsteht die „Fürsorge“ und „Wohlfahrtspflege“, die später als „Sozialarbeit“ bekannt wird. Diese wird zusehends beruflich ausgeübt, weg vom Ehrenamt. Auf der anderen Seite wurde der Staat zu sozialpolitischer Aktivität gezwungen, wessen er durch die Sozialversicherungsgesetzgebung gerecht zu werden versuchte (vgl. Mühlum 1997: 33). Sozialarbeit hatte nun auf Grund der etablierten Grundsicherungen die Möglichkeit, ihr Arbeitsspektrum auf Interaktion und Kommunikation (Beratung) auszuweiten, sie betrieb u. a. „Hilfe zur Selbsthilfe als Förderung und Stabilisierung in menschenwürdigen Lebensverhältnissen“ (Thiersch 1996: 7). Methodisch waren zwei unterschiedliche Ansätze auszumachen: „case work“ und „community work“ (vgl. Thiersch 1996: 7). Dabei arbeiteten die Sozialarbeiter eher strukturell, intermediär unter den verschiedenen Systemen, während die Sozialpädagogen eher auf der individuellen Ebene tätig waren. Dieser Doppelcharakter Sozialer Arbeit prägt bis heute das Berufsverständnis (vgl. Mühlum 1997: 33).

Schließlich wurden spezielle Dienste, Einrichtungen und Institutionen notwendig, um die äußerst differenzierten sozialen Probleme bewältigen zu können. Es setzte eine Verfachlichung und Verberuflichung der Praxis der Sozialarbeit ein, die sich zuallermeist aus den Wissensbeständen der Medizin, VWL, Soziologie, Psychologie, Jurisprudenz und Pädagogik bediente. Man versäumte jedoch im Gegensatz zu den USA, neben der angestrebten Profession Fürsorge/Sozialarbeit, eine diese untermauernde eigene wissenschaftliche Disziplin zu etablieren. Diese Bemühungen sind deutlich jüngeren Datums.

Unbestritten ist allerdings die Tatsache, dass die Profession Soziale Arbeit als Einheit von Sozialarbeit und Sozialpädagogik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert entstanden ist (vgl. Kleve 2004). In diese Zeit fallen die eben skizzierten Bemühungen und Erfolge – vor allem durch die Frauenbewegung – die sozialen und helfenden Tätigkeiten zu verberuflichen. Dies geschah in den neu geschaffenen Ausbildungsstätten, wie z. B. die 1908 durch Alice Salomon eröffnete Frauenschule in Berlin (vgl. Salomon 1908).

Durch den Ausbau des Sozialstaates ergeben sich juristisch abgesicherte Ansprüche, die wiederum von rechtlich abgesicherten Institutionen und wissenschaftlich fundierten Berufen wahrgenommen werden (vgl. Thiersch 1996: 5f.). Sozialpädagogik/Sozialarbeit sind dementsprechend die letzten Glieder einer Kette von Institutionen des modernen Sozialstaates, die im Oberbegriff Soziale Arbeit in den 1960er Jahren zusammenwachsen.

Festzuhalten bleibt, dass historisch gesehen, die Soziale Arbeit eng mit den Entwicklungen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik und ihren Frühformen verbunden ist. Sie ist zum einen als Reaktion auf den sozialen Wandel der Industrialisierung entstanden und ist sich dieser Abhängigkeit durchaus bewusst. Zum anderen versucht sie, sozialen Wandel selbst zu initiieren, indem sie ihn für ihre Berufsentwicklung nutzte und schließlich versucht, ihn für ihr Professionalisierungsvorhaben gewinnbringend einzusetzen (vgl. Mühlum 1997: 34).

1.1. Was ist eine Profession

1.2. Profession

Um Professionalität in der Sozialen Arbeit diskutieren zu können, muss zunächst eine begriffliche Klärung erfolgen. Dieter Nittel zeigt bei den Begriffen Profession, Professionalität und Professionalisierung unterschiedliche Ebenen bzw. Kategorien der Professionsdiskussion auf. So handelt es sich bei Profession um einen statischen Strukturbegriff, der auf der gesamtgesellschaftlichen Makroebene angesiedelt ist. Der Begriff Professionalität verweist auf die Mikroebene, wo Handeln stattfindet und schließlich verortet er den Begriff der Professionalisierung auf eine Zwischenebene, einer Mesoebene, wo dynamische, kollektive und individuelle Prozesse der Verberuflichung stattfinden (Nittel 2004: 347)

1.3. Profession, Professionalität, Professionalisierung

Etymologisch stammt der Begriff Profession vom lateinischen *professio*, was soviel wie Bekenntnis oder Gewerbe bedeutet. Er bezeichnet im frühen 19. Jahrhundert eine gelernte Tätigkeit, durch die man seinen Lebensunterhalt bestreiten kann und grenzte sich damit vom Dilettanten ab, der eben dilettiert und nichts gelernt hat. Der englische Begriff *professions* wurde in die deutsche Soziologie übernommen und unterscheidet gehobene Berufe mit akademischer Ausbildung und hohem Sozialprestige von *occupations* oder *jobs*, die als weniger anspruchsvoll gelten (vgl. Schreckenberg 1984: 52).

Aus Sicht des merkmalsorientierten Ansatzes der Soziologie werden Professionen bestimmte Kennzeichen zugeschrieben. Diese sind hohe Qualifikationsanforderungen, die durch theoretisch fundierte Spezialausbildungen erworben werden und mit einer Zulassungsprüfung bescheinigt werden, eine weitgehend monopolisierte Berufsaufgabe, die der Förderung zentraler gesellschaftlicher und kultureller Werte dient, verfügbares Expertenwissen, hohe Verantwortung durch einen weiten Spielraum in der eigenen Handlungsfreiheit, die Organisation in Berufsverbänden mit Selbstverwaltung sowie ein hoher sozialer Status und ein verhältnismäßig hohes Einkommen (Schreckenberg 1984: 52). Zu diesen klassischen Professionen zählen zunächst nur Ärzte, Juristen und Geistliche. Andere Berufe, so auch die Soziale Arbeit, befinden sich in dieser Lesart erst auf dem Weg zur Profession, ihnen wird lediglich der Status einer Semi-Profession (vgl. Etzioni 1969; vgl. Stichweh 1992: 41) zuerkannt, da eine verbindliche Berufsethik fehlt, Autonomiedefizite konstatiert werden und

der Einfluss der Berufsverbände marginal ist (Fabel-Lamla 2004: 83; vgl. van Doorn 1971). Bauer geht sogar noch weiter, er sieht den Beruf des Pädagogen als einen professionalisierten Dienstleistungsberuf (Bauer 2005: 81).

Neben den Unterschieden in der Zuschreibung der Merkmale von Professionen haben auch die verschiedenen Arbeits- und Handlungsfelder sowie die unterschiedlichen Adressat_innen der Sozialen Arbeit es verhindert, dass ein einheitliches Professionsverständnis entwickelt werden konnte.

Professionstheoretische Diskurse beziehen sich häufig auf das professionssoziologische Ideal des freien Berufs, das eine generelle Unvereinbarkeit von professionellen und organisatorischen Handlungsrationitäten postuliert oder doch zumindest die Berufsausführungsautonomie schmälert. Dies gipfelt in der These, dass weniger Bürokratie und mehr Autonomie zu mehr Professionalität führen. Doch haben Analysen von Handeln in Organisationen aufgezeigt, dass die Organisationsmitglieder nicht nur bürokratische Vorgaben erfüllen, sondern selbst in hohem Maße Akteur_innen von Verwaltung und Bürokratie sind (vgl. Thole/Küster-Schapfl 1997). Nach Thomas Olk (1986: 38) ist die „formale Organisation (...) die Möglichkeitsbedingung für professionelle Autonomie, da sie die Berufsangehörigen mit denjenigen Ressourcen versorgt, die sie für die Ausübung ihrer Berufsvollzüge benötigen.“ So stellen die Organisationen für die Professionellen nicht nur Mittel zur Selbstkontrolle zur Verfügung, sie stellen selber die Möglichkeitsbedingung für professionelles Handeln dar. Außerdem beschäftigen sich diese in Organisationen Handelnden mit nicht-routinisierten, unbestimmten und aktiven Arbeitsaufgaben (vgl. Klatetzki 2005: 253f.). Die Bearbeitung der Probleme wird nicht bürokratisch vorgegeben und wird auch nicht von jenen, die die Vorschriften machen, verantwortet, sondern von den „einzelnen Professionellen“ an der Frontlinie. Dennoch ist der Autonomiespielraum ein Gegenstand andauernder machtgestützter Konflikt- und Aushandlungsprozesse (Olk 1986: 39).

Die Einsicht in die theoretischen Defizite dieser Modelle hat in der Professionsdebatte dazu geführt, dass man „sich grundsätzlich vom ‘merkmalsbezogenen’ Professionsmodell abgewandt“ hat (Gildemeister 1992: 212). Man unterließ es in der Folgezeit auch, die Soziale Arbeit mit den klassischen Professionen zu vergleichen, zumal einige der zugewiesenen Merkmale im Zuge gesellschaftlicher Entwicklungen sich nicht mehr erfüllen lassen (siehe z. B. Deprofessionalisierungstendenzen bei Ärzten).

Nun möchte ich aber wieder zurück zu den Begriffen der Profession, Professionalität und Professionalisierung kehren. Bereits Eliot Freidson (1979: 6) hat darauf aufmerksam gemacht,

dass das Wort Profession „zugleich bewertenden und beschreibenden Charakter“ hat. Sobald man einen Beruf mit Profession beschreibt, bewertet man ihn im Berufssystem immer auch statuspolitisch, da er Berufsgruppen unterscheidbar macht. Diesen beiden Facetten von Profession kann noch eine dritte hinzugefügt werden, indem man nach Bedingungen, Möglichkeiten und Strategien der Professionalisierung fragt. „Somit kann idealtypisch zwischen einer die Professionen fundiert beschreibenden Professionstheorie, zwischen einer Professionalisierungstheorie, die insbesondere die Möglichkeiten der Entwicklung einer Profession in den Blick nimmt, und einer professionspolitisch inspirierten Theorie, die ein starkes Interesse an statuspolitischen Fragen entwickelt, unterschieden werden“ (Cloos 2010: 31, in: Hammerschmidt/Sagebiel 2010).

Unter Professionalisierung können nun wiederum zwei Linien unterschieden werden. So ist sie einmal der Entwicklungsprozess im Berufssystem von einer ausgeübten Tätigkeit zu einem Beruf bzw. zu einer Profession. Dabei kommt es häufig zu einer Steigerung der Effizienz und es werden Qualitätsverbesserungen und Standardisierungen erreicht. Auf der Seite, der des Individuums, erfordern diese Prozesse eine berufsbiografische Rollenfindung. Sie schließen „einen persönlichen Veränderungs- und Reifeprozess ebenso ein, wie einen wissenschaftlichen Kompetenzzuwachs, welcher in der Formierung einer auf dem Prinzip der Fachlichkeit beruhenden beruflichen Identität und der Aufschichtung von diesbezüglichen Professionswissen seinen Kristallisationspunkt findet“ (Nittel 2004: 348).

Nähert man sich nun dem Begriff der Professionalität, sind handlungstheoretische Zugänge zielführend. Professionalität kennzeichnet auf der einen Seite die Art und Qualität der Ausübung einer Tätigkeit, wie sie auf der anderen Seite als Merkmal für die Eignung zur Berufsausübung dient. Sie markiert nach Nittel (2004: 350 f.) „eine situativ und interaktiv herzustellende soziale Realität, also einen höchst flüchtigen Zustand von Beruflichkeit, der sich weitgehend einer Überführung in Routinen oder organisationales Handeln entzieht, da er durch Intuition, persönlichen Stil und individuelles Ermessen bestimmt wird“. Nittel führt den Begriff der „Gekonnten Beruflichkeit“ als Synonym für Professionalität ein, als die „schwer bestimmbare Schnittmenge“ von „Wissen und Können“. „(S)ie markiert die widersprüchliche Einheit jener Kompetenzen und Wissensformen, die den Umgang mit beruflichen Widersprüchen, Paradoxien und Dilemmata erlauben“ (Nittel 2004: 352).

Soweit nun eine gewisse Klarheit über die zentralen Begriffe dieser Arbeit herrscht, will ich mich im Folgenden weiterführenden theoretischen Ansätzen von Professionalisierung widmen.

2. Soziologische Professionskonzepte

Wie die Entstehung der Sozialarbeit ist auch die Entstehung der Soziologie eng mit den historischen Entwicklungen ihrer Zeit verbunden. Die ständisch geprägte Gesellschaft löste sich auf und an ihrer Stelle entstand die arbeitsteilige Gesellschaft. Es entstehen neue Formen der Erwerbsarbeit, die sich durch den hohen Grad an Ablösbarkeit von personalen Eigenschaften der Tätigen auszeichnen. Berufs- und Privatleben wird zunehmend entkoppelt. Diese Entwicklungen sind der industriellen Produktionsweise geschuldet. Außerdem entwickelt sich ein weitverzweigtes Wissenschaftssystem und infolge dessen, etablieren sich neue akademische Disziplinen. Die Soziologie beschäftigt sich im 20. Jahrhundert mit diesen Phänomenen, wobei ein besonderer Beruf, namentlich die Professionen in den Blick geraten. Als klassische Professionen werden Ärzte, Rechtsanwälte und Geistliche gesehen, die sich durch einen besonderen Status, Prestige und hohes Einkommen auszeichnen. Die Soziologie begründet diese Eigenarten darin, dass diese Professionen zentrale Probleme der Gesellschaft bearbeiten. Die Medizin das Verhältnis zu sich selbst, die Jurisprudenz das Verhältnis untereinander und schließlich die Theologie das Verhältnis zu Gott (vgl. Combe/Helsper 1996). Das Hauptanliegen der Professionssoziologie war es, die wichtigsten Merkmale von Professionen zu bestimmen (Trait-Modell, Olk 1986). Die wichtigsten seien hier mehr oder weniger übereinstimmend genannt (vgl. Hesse 1968; Kurtz 2002):

1. Eine lang andauernde und theoretisch fundierte, insbesondere wissenschaftliche Spezialausbildung.
2. Das Bestehen eines Berufsverbandes mit Selbstverwaltung, Disziplinalgewalt und Einfluss bei der Rekrutierung des Nachwuchses.
3. Die Bindung des beruflichen Handelns an bestimmten ethische Verhaltensregeln.
4. Eine Orientierung des beruflichen Handelns am Gemeinwohl.
5. Eine relative Autonomie, insbesondere gegenüber organisatorischen Einflüssen und Gesetzen des Marktes.
6. Ein gesetzlich zugesicherter monopolisierter Arbeitsbereich, der anderen Berufsgruppen verschlossen bleibt.
7. Die Zuständigkeit und Kompetenz zur Wahrung wichtiger gesellschaftlicher Werte (Gesundheit, Gerechtigkeit).

Als klassisches Vorbild einer Profession kann der niedergelassene Arzt gelten. Das Professionsverständnis unter dem Rückgriff auf das Vorbild der Ärzteschaft war in den 60er

Jahren u. a. deswegen bedeutsam, weil sie Anhaltspunkte für berufspolitische Aufstiegsprogramme parat hielt. Im Zuge des technisch-wissenschaftlichen Fortschritts schien es vermeintlich möglich, dieses für berufliche Interessengruppen, so auch der Sozialen Arbeit, dienstbar zu machen. Dabei diene der Begriff Professionalisierung als prozessualer Leitbegriff (vgl. Otto/Utermann 1971). Dies sollte vor allem über den Weg der Verwissenschaftlichung der Ausbildung geschehen. Im Folgenden widme ich mich den soziologischen Professionsmodellen und ihrer Kritik und werde diese dann durch weiterführende Ansätze von Oevermann, Schütze und Stichweh ergänzen.

2.1. Der Strukturfunktionalismus

Talcott Parsons, Mitbegründer des Strukturfunktionalismus, interessiert sich für die von den einzelnen Professionen abgedeckten gesellschaftlichen Zentralwerte (Recht, Gesundheit, Wahrheit) und sieht im Wertkonsens den eigentlich professionsgenerierenden Faktor (vgl. Goode 1957/1972; Parsons 1968). „Die Problembearbeitung mit Klienten führt nur dann zur Entwicklung von Professionen, wenn die angestrebte Lösung der Probleme eine hohe gesellschaftliche Wertschätzung genießt und besondere kognitive Fähigkeiten erfordert.“ (Kurtz 2002: 50) Dabei gelten Parsons Professionen als Hüter der Wertrealisierung, die die Funktion haben, die Differenz von Normativem und Faktischem im System des Sozialen zu überwinden. Der Prozess der Professionalisierung geht dabei mit dem gesamtgesellschaftlichen Rationalisierungsprozess einher (vgl. Parsons 1968: 545, in Kurtz 2002: 22; Dewe et. al. 1986: 173). Es wird von einem imaginären Vertrag zwischen Professionellen und Klienten ausgegangen, bzw. zwischen dem Kollektiv von Professionellen und der Gesellschaft, in dem den Professionellen Vertrauen und Reputation entgegengebracht, sowie überdurchschnittliche Einkommenschancen honoriert werden, indem sie sich der kollegialen Selbstkontrolle ihres professionellen Ethos verpflichtet fühlen (vgl. Merten / Olk 1994: 4f., in Gall / Hitz 1996: 69). Jedoch analysiert der Strukturfunktionalismus Professionen nur hinsichtlich des gesamtgesellschaftlichen Strukturerhalts, ohne die bestehenden Strukturen selbst in Frage zu stellen (Gefahr des funktionalistischen Fehlschlusses).

2.2. Der Machttheoretische Ansatz

Der Machttheoretische Ansatz hinterfragt die oftmals als unproblematisch betrachteten Vorrechte und Kontrollchancen innerhalb der Professionen (vgl. Kurtz 2002: 53). Im Zentrum stehen also „die herrschaftslegitimierenden Funktionen der Professionen in der modernen Industriegesellschaft (vgl. Freidson 1986), wobei die Kritik daran so weit gehen kann, die Professionellen nur als „Zustimmungsfunktionäre“ zu bezeichnen. Sie betrachten den historischen Prozess der Professionalisierung aus machttheoretischer Perspektive und verstehen diesen im Ergebnis als kollektives Aufstiegsprojekt von Mittelschichtgruppen, die es durch geschicktes Agieren verstanden, Zuständigkeiten zu erlangen und diese zu monopolisieren. Dabei kommt es weniger auf objektiv bestimmbare Merkmale oder Kompetenzen, sondern vielmehr auf ihre Fähigkeit an, ihre eigenen Definitionen für berufliche Handlungskompetenz durchzusetzen (vgl. Olk 1986; Daheim 1992).

Gegenüber dem funktionalistischen Professionsmodell liegt der Fortschritt des machttheoretischen Ansatzes in der Thematisierung der gesellschaftlichen Aspekte der Professionalisierung wie auch in der historischen Perspektive: Gesellschaftsstrukturelle Bedingungen der Professionalisierung werden spezifiziert und deren gesellschaftliche Konsequenzen dingfest gemacht (vgl. Daheim 1992: 24).

2.3. Der Symbolische Interaktionismus

Dem interaktionstheoretischen Ansatz geht es vor allem darum, die im Strukturfunktionalismus vorherrschende Auffassung von Professionen als statische und relativ homogene Soziale Gebilde, deren Mitglieder gemeinsame Werte, Rollenvorstellungen und Interessen haben, aufzugeben. Es finden nicht nur Konflikte zwischen Berufsgruppen, sondern durchaus auch innerhalb der Berufsgruppen statt (vgl. Bucher und Strauss 1972 am Beispiel der Medizin). „Wir werden den Begriff der Profession als einer losen Verbindung einzelner Segmente entwickeln, die verschiedene Ziele auf unterschiedliche Weise verfolgen und die mehr oder weniger lose unter einer gemeinsamen Berufsbezeichnung zu einem bestimmten geschichtlichen Zeitabschnitt zusammengefaßt werden“ (ebd. S. 183). Die Konflikte bleiben der Öffentlichkeit weitestgehend verborgen, da sie in Gremien, Berufsverbänden usw. stattfinden.

Im Gegensatz zu Prasons, der die wissenschaftliche Fundierung des professionellen Handelns in den Vordergrund rückt, nimmt der Symbolische Interaktionismus die empirisch

feststellbare Handlungswirklichkeit in den Blick. (Sie) entlarven den normativen Anspruch wissenschaftlicher Fundierung des professionellen Handelns als ein instrumentalisierendes Legitimationsmuster zur Kaschierung der Machtinteressen von Individuen und Gruppen und damit als Ideologie (vgl. Bucher und Strauss 1972).

Damit möchte ich die Betrachtung der klassisch soziologischen Professionstheorie beschließen und auf ihre Weiterentwicklungen zu sprechen kommen.

In der weitergeführten Professionalisierungsdiskussion der Sozialen Arbeit lassen sich systemtheoretische (Stichweh), strukturtheoretische (Oevermann) und interaktionistische (Schütze) unterscheiden. In den 1990er Jahren wurden diese um den berufsbiografischen Ansatz (Terhart) ergänzt bzw. erweitert.

3. Der Systemtheoretische Ansatz von Rudolf Stichweh

In Fortführung bzw. Weiterentwicklung der Theorien von Talcott Parsons und Niklas Luhmann untersucht Stichweh die historischen Entstehungsbedingungen der Professionen und fragt sich, ob die Eigenschaften dieser klassischen Professionen überhaupt (noch) als Ziel für moderne Berufe gelten können. Er verweist dabei auf die europäische Geschichte der Frühmoderne bzw. des Mittelalters und ihrem Standesdenken. Bereits zu dieser Zeit wiesen die klassischen Professionen schon Merkmale auf, die die Professionssoziologie später in die sogenannten Merkmalslisten überführte. (Autonomie gegenüber Staat; Profession und ihr eigene wissenschaftliche Disziplin; Kooperationen bzw. Organisationen von Professionellen; Kontrolle der Ausbildung). Stichweh sieht die Ursache ihrer Herausbildung in der herausgehobenen Bedeutung der Sachthematiken, denen sie sich zuwenden und eben nicht mehr den Standesinteressen. Damit werden Professionen zum Wegbereiter der systemtheoretisch aufgefassten Moderne, die sich nach Funktionen differenziert und nicht mehr nach Ständen.

In Folge der weiteren funktionalen Differenzierung der Gesellschaft entstehen weitere akademische Berufe, die nur noch einige der Merkmale der klassischen Professionen teilen. Es wird eine Veränderung des Vergleichshorizonts vorgeschlagen, der nicht mehr Berufe, sondern Funktionssysteme zum Inhalt hat. Damit soll deutlicher herausgearbeitet werden, „daß Professionalisierung nur ein bestimmtes Lösungsmuster für spezifische Probleme in einigen Funktionssystemen ist“ (Stichweh 1996: 57f.). Insofern stellt sich ihm die Frage, ob Professionen ein Übergangsphänomen beim Übergang zur Moderne sind, oder ob sie ein

kontinuierliches Strukturmerkmal bestimmter Gesellschaften sind. Stichweh und andere Autoren (vgl. Mok 1969) versuchten die Frage dahingehend zu lösen, als sie zwischen traditionellen und modernen Profession unterschieden. Er beschreibt, dass traditionelle Professionen mit der Verwaltung des gelehrten Wissens umgehen, wohingegen moderne Professionen sich vor allem um die Anwendung dieses Wissens auszeichnen. Hier rekurriert Stichweh auf die von Parsons bereits aufgeworfene Problematik der asymmetrischen Arzt-Patient-Beziehung. Das Hauptmerkmal moderner Professionen ist für Stichweh die Verwaltung der Anwendungsprobleme wissenschaftlichen Wissens für ein Funktionssystem (Recht, Gesundheit). Damit steigt gleichermaßen die Bedeutung von interaktiven Prozessen zwischen Professionellen und Klienten. Die zentrale Kategorie wird so die Vermittlung im Beziehungsverhältnis zwischen Klienten, Sachthematik und Professionellen. Der durch die Profession verwaltete akademischen Wissenskorporus muss unter Berücksichtigung der Überkomplexität der Situation den Klienten vermittelt werden. Es geht folglich um den Umgang mit Ungewissheit (Stichweh 1994: 296). Professionalisierung tritt nach Stichweh dann auf, wenn „eine signifikante kulturelle Tradition (ein Wissenszusammenhang), die in der Moderne in der Form der Problemperspektive eines Funktionssystems ausdifferenziert worden ist, in ein Interaktionssystem handlungsmäßig und interpretativ durch eine auf diese Aufgabe spezialisierte Berufsgruppe für die Bearbeitung von Problemen der Strukturänderung, des Strukturaufbaus und der Identitätserhaltung von Person eingesetzt wird“ (1994: 372f.).

Die Möglichkeit einer Professionalisierung der Sozialen Arbeit verneint Stichweh, da sie für kein eigenes Funktionssystem zuständig ist, sondern in Bereichen tätig wird (Recht, Gesundheit, Erziehung), die durch andere Leitprofessionen bestimmt werden. Hieraus resultiert neben der Diffusität des Problembezuges auch die Unmöglichkeit der Ausdifferenzierung eines Kernproblems, für das es in monopolistischer Weise zuständig wäre (Stichweh 1996; vgl. auch Daßler 1999: 43). Da Soziale Arbeit an mehreren anderen Funktionssystemen und deren Problemen partizipiert, gelingt ihr eine Professionalisierung nicht (Stichweh (1992: 41).

Dirk Baecker (1994) dagegen vertritt die Position, dass es möglich ist, ein solches gesellschaftliches Funktionssystem für Soziale Arbeit zu identifizieren. Es zeichnet sich durch die Prozesse der Sozialen Hilfe aus und dessen Bestandteil ist die Sozialarbeit. Das System Soziale Hilfe weist nach Luhmann (1980) diejenigen konstitutiven Merkmale auf, die ein Funktionssystem auszeichnen (spezifische Funktion für Gesamtgesellschaft; operative

Geschlossenheit; binäre Codierung). Nach dieser Auffassung verwaltet Sozialarbeit Inklusionsprobleme der Gesellschaft, da sie den Ausschluss von Individuen oder Gruppen aus anderen Funktionssystemen (Wirtschaft, Gesundheit, Politik) kompensiert, die ihrerseits diese Exklusion nicht verhindern können (Daßler 1999:43). Dabei ist Helfen die spezifische Form der systeminternen Kommunikation bzw. Operation. Gemäß der binären Codierung gibt es Situation des Helfens und Nicht-Helfens. Die Aufgabe der Sozialarbeit als Profession besteht darin, Wissensbestände bezüglich des sozialen Funktionstypus „Soziale Hilfe“ zu verwalten und in Anwendung zu bringen (vgl. Baecker 1994).

3.1. Der Strukturtheoretische Ansatz von Ulrich Oevermann

Ebenso wie Stichweh bettet Oevermann seine Professionstheoretischen Überlegungen in die funktional differenzierte Gesellschaft ein. Er bezieht sich aber mehr auf die Strukturlogik professionalisierten Handelns und auf die spezifischen Bedingungen pädagogischer Handlungspraxis (Oevermann 1996). Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist dabei das Modell autonomer Lebenspraxis. Es ist in seiner Dynamik durch das Aufeinandertreffen von generativen, Bedeutung erzeugenden Regeln auf der einer Seite und dem Prinzip der Fallstrukturgesetzlichkeit auf der anderen Seite geprägt ist. Hinzu kommt das Spannungsverhältnis zwischen Entscheidungszwang und Begründungspflicht. Lebenspraxis impliziert, dass immer wieder begründbar Entscheidungen getroffen werden müssen und nicht immer bewährte Routinen zur Verfügung stehen, die diese Entscheidungen rechtfertigen würden. Fehlen oder Scheitern Routinen, spricht man von einer Krise. Dabei fallen der Krise zwei Dimensionen zu: Zum einen ist sie Voraussetzung, damit eine Bewährungsdynamik für das Autonomiepotential der Lebenspraxis ausgelöst wird, da sich faktisch Autonomie nur angesichts des Scheiterns von Routinen manifestieren kann, um zum anderen bedeutet die Konfrontation mit Krisen die Voraussetzung zur Erzeugung des Neuen (vgl. Oevermann 1996: 75ff.) Vor diesem Hintergrund ist professionalisiertes Handeln der gesellschaftliche Strukturort der „systematischen Erzeugung des Neuen“ und der „Ort der Vermittlung von Theorie und Praxis unter Bedingungen der wissenschaftlichen Rationalität“ (vgl. Oevermann 1996: 80f.).

Oevermann unterscheidet drei funktionale Foki (Fokusse) innerhalb des Modells autonomer Lebenspraxis, denen er spezifische Formen professionalisierten Handelns zuweist:

1. Konsensbeschaffung (Aufrechterhaltung und Gewährleistung einer kollektiven Praxis von Recht und Gerechtigkeit)

2. Beschaffung von Therapie (Aufrechterhaltung und Gewährleistung von leiblicher und psychosozialer Integrität)
3. Beschaffung von Wahrheit (methodisch explizite Überprüfung von Geltungsfragen und Geltungsansprüchen)(ebd. 88)

Pädagogisches Handeln ordnet er dem Fokus Therapie zu, dass durch prophylaktische und therapeutische Intervention beschädigte Integrität wiederherstellt.

In Anlehnung an das psychoanalytische Modell therapeutischer Praxis beschreibt Oevermann das Verhältnis von Professionellen und Klienten als ein Arbeitsbündnis (ebd. 148). In diesem Arbeitsbündnis fällt dem Professionellen die Aufgabe der stellvertretenden Deutung (vgl. auch Heiner 2004: 18f.) zu. Dabei werden Sinnstrukturen der konkreten Interaktion entziffert und zwar über die Bedeutung des Berichteten hinaus (Oevermann 1996: 156). Die zugrunde liegenden Probleme sollen nicht durch den Professionellen gelöst werden, sondern auf Basis fallbezogener Rekonstruktionen und Interpretationen Deutungs- und Lösungsangebote für die Lebenspraxis der Klienten erarbeitet und innerhalb des Arbeitsbündnisses umgesetzt werden. Konstitutiv für professionelles Handeln ist die Vermittlung zwischen Wissenschaft und Lebenspraxis und nicht die Betonung von Wissenschaft und technokratischer Deutungen wie bei Parsons. Der zentrale Aspekt professionellen Handelns ist die widersprüchliche Einheit von universalisierter Regelanwendung auf wissenschaftlicher Basis einerseits und hermeneutischem Fallverstehen andererseits (vgl. Olk 1986: 24)

3.2. Der Interaktionistische Ansatz von Fritz Schütze

Im Anschluss an den Symbolischen Interaktionismus hat Fritz Schütze diese Arbeiten der Chicagoer Schule in Deutschland fortgesetzt. Die interaktionistische Professionsforschung konzentriert sich vor allem auf mikrosoziologische Fragestellungen. Dabei geht es um die empirische Erschließung konkreter Arbeitssituationen und den damit einhergehenden Anforderungen, die Schütze aus Supervisionsmitschriften gewonnen hat (vgl. Schütze 1984). Dabei bezieht er sich auf das Verfahren der *grounded theory*, bei der die Tätigkeiten der Sozialarbeitenden systematisch und qualitative analysiert werden. Im Anschluss daran wird dann abstrahiert und man gelangt zu einer in Praxis gegründeten Theorie. Er kommt zu dem Ergebnis, dass sich Soziale Arbeit auf dem Weg der Professionalisierung befindet. Sie verfügt jedoch nur über schwach ausgeprägte Orientierungs- und Handlungsbereiche (keine Exklusivität von professionellem Fachwissen), die ihn dazu veranlassen, Soziale Arbeit als bescheidene Profession zu bezeichnen. Damit grenzt er sie zum einen von den stolzen

Professionen wie Medizin, Jurisprudenz und Theologie ab, die über einen deutlich ausgeprägten Orientierungs- und Handlungsbereich verfügen; zum anderen aber auch von beispielsweise Etzioni, der der Sozialen Arbeit das Label „Semi-Profession“ angedeihen ließen. Schütze sieht ein hohes Professionalisierungspotential nämlich gerade dadurch gegeben. Sie ist interdisziplinär und fachübergreifend und damit mehreren differenten Handlungslogiken unterworfen, wodurch ihr eine zukunftsweisende Vorbildfunktion zugestanden werden kann (vgl. Dewe/Otto 2001; vgl. Knoll 2010).

Schütze verortet die Professionellen an die Schnittstellen des gesellschaftlichen Konstitutionsprozesses, wo sie grundlegende Unvereinbarkeiten sozialer Prozesse vermitteln helfen (vgl. Schütze 1996: 334). Hier, z. B. in der Interaktion zwischen Professionellen und Klienten, treffen diskrepante Anforderungen aufeinander, die eine Reihe von Paradoxien zeitigen. Diese können den Bereichen Interaktion, Sinnwelt, Fallbearbeitung, Organisation und Herrschaft zugeordnet werden. „Die Paradoxien professionellen Handelns rühren letztlich daher, daß der abgegrenzte höhersymbolische Orientierungsbereich, an dem sich der Berufsexperte ausrichtet, nicht problemlos mit der alltäglichen Existenzwelt seines faktischen Berufshandelns und der Lebensführung des Klienten vermittelbar ist und daß es obendrein in der außerprofessionellen Laien-Existenzwelt ganz ähnliche, aber in der Regel durch kontrafaktische Unterstellungen von Problemlösung zugedeckte hartnäckige Handlungs- und Interaktionsprobleme gibt“ (Schütze 1992: 137). Diese gilt es zu reflektieren. Im Laufe ihres historischen Ausformungsprozesses haben Professionen Bewältigungsstrategien entwickelt, die wissenschaftlich basiert „für Klienten in ihren je individuellen Lebenssituationen jene Sphärenunvereinbarkeiten handhabbar und erträglich“ (vgl. Schütze 1996: 336) machen.

Wenn davon ausgegangen wird, dass Professionen ein gesellschaftlich produziertes Phänomen sind, dann müssen auch gesellschaftliche Wandlungsprozesse Auswirkungen auf die Professionen haben (vgl. Schütze 1996: 196). Dies kann zu zweierlei führen: Zum einen verschärfen sie die Paradoxien bzw. die antinomischen Handlungserwartungen, weil sich im Zuge der gesellschaftlichen Differenzierungs- und Komplexierungsprozesse die unterschiedlichen Konstitutionsebenen ständig weiter verselbstständigen (vgl. Schütze 1996: 335). Zum anderen zeitigten die Wandlungsprozesse auch Auswirkungen innerhalb der Professionen, in Form von Anpassungsprozessen an die gesellschaftlich ausgehandelten Rahmenbedingungen des Verhältnisses von Mandat und Lizenz (vgl. Hughes 1984: 288). Spannungen und daraus hervorgehende Wandlungsprozesse entstehen besonders dann, wenn Mandat und Lizenz nicht optimal synchronisiert sind (vgl. Nittel 2000).

Professionen und ihre ihnen eigenen Orientierungs- und Handlungsbereiche grenzen sich von der Laienwelt und von anderen Expertenwelten ab. Praktisch und wissenschaftlich ausgebildete Experten erbringen bestimmten Dienstleistungen, für die sie von der Gesellschaft, sofern es sich um Zentralwerte handelt, eine besondere Lizenz bekommen. Ebenso erhalten sie ein Mandat, diese Dienstleistungen an einer bestimmten Menschengruppe zu erbringen. Diese Menschen kommen idealtypisch freiwillig und beauftragen den Professionellen, wobei dieser sich am Wohl des Auftraggebers orientiert wird (vgl. Knoll 2010:97). Um die Lizenz zu erhalten, muss der Professionelle Eingangsvoraussetzungen erfüllen und Leistungen nachweisen (Ausbildung, Studium, Zertifikat).

Im Gegensatz zur strukturfunktionalistischen Sichtweise Oevermanns, der professionalisiertes Handeln in Organisationen und deren Rationalität als nicht vereinbar sah (vgl. Nagel 1997: 58), stellt dies für den interaktionistischen Ansatz Schützes nur eine spezifische Rahmenbedingung neben anderen dar. Dabei wird die professionelle Handlungspraxis nicht beeinträchtigt, sie ist sogar charakteristisch für die Soziale Arbeit. Zwar werden spezifische, in der Regel paradoxe Anforderungen an die professionell Handelnden gerichtet, doch wird darin gleichzeitig auch die Möglichkeitsbedingung dafür gesehen, dass sich Organisationsapparate durch professionelle Akteure weiterentwickeln.

Schütze reagiert damit auf Professionstheorien, die der Sozialen Arbeit, aufgrund fehlender oder diffuser Merkmale, keine oder nur eingeschränkte Professionalisierungsmöglichkeiten attestieren. Schütze insistiert hingegen auf besondere Professionalisierungschancen eines neuen Typus bei der Sozialen Arbeit (vgl. Knoll 2010: 98 f.):

1. Soziale Arbeit hat das gesellschaftliche Mandat, Menschen in sozialen Problemlagen zu befähigen, diese zu lösen und somit vor eskalierenden Krisen zu bewahren. Sie hat damit ein spezifisches Mandat für einen besonderen Dienst am Menschen und damit berufsethisch eine große Aufgabe, die sie mit anderen Professionen vergleichbar macht.
2. Sozialarbeiter sind im Besitz einer gesellschaftlichen Lizenz für die Erfüllung dieser Aufgabe. Damit geht die Erlaubnis einher, von außen in die Lebenssphäre ihrer Klientel einzudringen, zu intervenieren. Soziale Arbeit benötigt dafür bestimmte Diagnose- und Bearbeitungsverfahren, die ihrerseits aus dem wissenschaftlichen Wissen resultieren. Weil diese Verfahren in der Sozialen Arbeit nicht so konsistent

sind wie bei anderen Professionen, haben sich besondere professionelle Selbstreflexions- und Kontrollverfahren ausgebildet, die Supervision und Teamarbeit.

3. Die Systemschwierigkeiten, die Paradoxien, treten in der Sozialen Arbeit besonders prägnant auf.
4. Schütze kommt zu dem Schluss, dass Soziale Arbeit eine Profession ist, die aber noch nicht den Autonomiegrad anderer Professionen erreicht hat (ebd.).

Soziale Arbeit muss ihre Verstrickungen reflektieren. Dabei reicht es nicht aus, dies in Form von Supervisionen zu tun. Es wird eine interdisziplinäre, sozialwissenschaftliche Reflexionsfähigkeit benötigt, die es erlauben soll, Einzelschicksale in soziale Prozesse verwoben zu sehen und diese in abstrahierter Form bzw. Sprache wiederzugeben. Sie ist aufgerufen die Einzelfälle in ihrem biografischen und sozialen Hintergrund zu verstehen, um daraus allgemeine Aussagen über gesellschaftliche Strukturen und deren Subwelten treffen zu können (ebd.).

4. Weiterentwicklung der Professionstheorien durch biografische Ansätze

4.1. Der Berufsbiografische Ansatz von Ewald Terhart

Während vor allem die strukturfunktionalistische Theorie Professionen als statisches Modell professioneller Handlungspraxis versteht, rückt der auf den individuellen Akteur bezogene Begriff der Professionalisierung die Frage nach der Entstehung und Veränderung von Professionalität ins Zentrum der Betrachtung. Hier kommen Dimensionen der biografischen Entwicklung zum tragen. Auf Ewald Terhart gehen die Bemühungen zurück, den Professionalitätsbegriff um die Dimension berufliche Entwicklung zu erweitern. Er definiert die Entstehung von Professionalität als „Prozess der Auseinandersetzung zwischen Außen- und Innenvariablen entlang dem biographischen Leitmotiv der Entwicklung von beruflicher Identität“ (Terhart 2001: 28). Damit grenzt er sich von den sozialisatorischen Vorstellungen ab, Professionalität entstünde quasi automatisch als Folge einer Anhäufung wissenschaftlichen Wissens, die in den 1970er Jahren vorherrschend war. Er hebt dagegen den aktiven und konstruktiven Prozess des Professionellen hervor, der bei der Umgestaltung des berufsbezogenen Selbstbildes in Auseinandersetzung mit externen Bedingungen zu vollbringen ist, hervor (vgl. Terhart 1992: 125). In diesem Sinne ist die berufliche Identitätsfindung eine ständige Entwicklungsaufgabe (vgl. Combe/Buchen 1996: 287). Es wird also ein Zusammenhang zwischen situations- und personenspezifischen Faktoren unterstellt. Der Situation werden die historisch gesellschaftlichen Verhältnisse, wie auch der

jeweils aktuelle Stand innerhalb der Professionstheorien, zugeordnet. Die Person wiederum wird systematisch in ihrer Berufsbiografie analysiert und dies in Verbindung mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (sowohl Zusammenspiel von Biografie und beruflicher Entwicklung, als auch im Spannungsverhältnis zwischen Autonomie und sozialer Eingebundenheit). Diese empirisch-theoretische Anwendung des Biografie-Konzeptes soll die Rekonstruktion professioneller Handlungspraxis und theoretischer Konzeptentwicklung im „Reißverschlussverfahren“ (Terhart: 2001: 58) ermöglichen. Es wird auf ein Teleos der Professionalisierungs- und Professionalitätsentwicklung verzichtet.

Der zentrale Ort für die Erbringung der professionellen Leistung ist das explizite Professionellen-Klienten-Verhältnis. Dabei strukturiert der Professionelle durch Handeln die Beziehung, er begreift sich selbst als Handelnden und realisiert im Handeln seine Kompetenzen (vgl. Stichweh 1994: 300ff.). Zugleich wird die Mitarbeit bzw. die reziproke Kooperation des Klienten vorausgesetzt. Diese schlägt sich in Form eines Arbeitsbündnisses (Oevermann 1996) oder Arbeitskontraktes (Schütze 1996) nieder. Innerhalb des Bündnisses besteht die Aufgabe des Professionellen in der stellvertretenden Deutung, die „jenseits des subjektiv Gemeinten und Intendierten und des Mitgeteilten die objektive Sinnstruktur der konkreten Interaktion, in der etwas mitgeteilt wird, also über die Bedeutung des Berichtes hinaus die Sinnstruktur zu entziffern“ versucht (Oevermann 1996: 156). Dies umfasst zweierlei: Zum einen stellt der Professionelle qua Vermittlung (Stichweh 1994) eine Distanzüberbrückung zwischen problembezogener Sachthematik - gespeist aus höhersymbolisch und wissenschaftlich generierten Wissen - und dem von der Sachthematik getrennten Klienten her. Zum anderen erfordert die Erarbeitung von Lösungsangeboten, die den Klienten in seiner Ganzheit erfassen, die Etablierung einer von wechselseitigem Vertrauen getragenen Interaktionsbeziehung. In dieser Beziehung agiert der Professionelle nicht nur als Rollenträger, sondern auch als Person. Oevermann definiert im Fokus Therapie das Arbeitsbündnis als die „widersprüchliche Einheit von Rollenhandeln und Handeln als ganzer Person (Oevermann 1996: 109).

Oevermann nennt die professionalisierte Praxis im Rahmen dieses Arbeitsbündnisses die „Steigerung einer naturwüchsigen Praxis“ (Oevermann 1996: 124), da sie in gesteigerter Weise der widersprüchlichen Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung ausgesetzt ist. Professionelles Handeln muss permanent Entscheidungen fällen und damit greifen diese Interventionen des Professionellen

grundsätzlich in die Autonomie des Klienten ein, weshalb sie durch positive Effekte im Hinblick auf das Klientenwohl gerechtfertigt werden müssen.

Hieraus ergeben sich weitere Implikationen. Die Fehleranfälligkeit des professionellen Handelns wird erhöht. Und die Begründungspflicht ist nur zu gewährleisten, wenn sich die Praxis auf eine bewährte erfahrungswissenschaftliche Wissensbasis (Oevermann) oder höhersymbolische Sinnwelt (Schütze) berufen kann.

Diese Probleme sind umso gravierender, als das den sozialen Systemen ein prinzipielles Technologiedefizit (Luhmann) attestiert wird. Es besteht demzufolge eine Ungewissheit hinsichtlich der Dynamiken von Situationen, hinsichtlich der anzuwendenden Handlungsstrategien und bezüglich ihres Ausganges (vgl. Stichweh 1994: 296). Trotz dieses Tatbestandes werden in der sozialen Praxis zwecks Komplexitätsreduktion Kausalzusammenhänge konstruiert, die aber letztlich falsch, weil zu vereinfachend, sind. Schütze hat im Umgang mit Ungewissheit „das Paradoxale, das Zerbrechliche, das Fehlerhafte des professionellen Handelns“ (Schütze 1996: 187) ins Zentrum gerückt. Insofern sind Fehler keine Ausnahme professionellen Handelns, sondern die Regel, sie sind virulent. Typische Fehlertendenzen sind: Vereinfachungen bei der Theoriegenerierung; Mystifizierung des professionellen Handelns und Wissens sowie die Aufgabe der korrekten Professionellen-Klienten-Beziehung (Nähe und Distanz).

Es lassen sich noch weitere Widersprüche als strukturelles Merkmal der professionellen Praxis ausmachen. Diese sind die Antinomien bzw. Paradoxien professionellen Handelns. Diese überschneiden sich zum Teil mit den genannten Fehlerpotentialen professioneller Praxis. Stichweh sieht die zentrale Aufgabe des Professionellen in der Vermittlungsleistung (Distanzüberbrückung) zwischen der für die Problemlösung relevanten Sachthematik und dem von dieser Sachthematik getrennten Klienten (vgl. Stichweh 1994: 373). Die daraus resultierende Spannung professioneller Handlungspraxis sowie deren Bearbeitung beschreibt Oevermann mit dem paradoxen Begriff der „widersprüchlichen Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung“ (vgl. Oevermann 1996: 77). Hierin ist die Funktion der Vermittlung von Theorie und Praxis angelegt. Professionalität ist der „Strukturort der Relationierung von Theorie und Praxis im Kontext dialogischer Prozesse“ (vgl. Dewe/Ferchoff/Scherr 2002: 16). Dabei wird auf Polaritäten von Qualifikationsmerkmalen verwiesen (Erklären/Fallverstehen; Subsumtion/Rekonstruktion).

Eine weitere nicht auflösbare paradoxe Spannung liegt in der Diskrepanz zwischen diffusen (Person) und spezifischen (Rolle) Handlungstypen innerhalb des Arbeitsbündnisses.

Zusammenfassend lassen sich diese Antinomien und Paradoxien in Anlehnung an Werner Helspers 5-Ebenen-Modell für den Bereich des pädagogisch-professionellen (Lehrer)-Handels wie folgt systematisieren (vgl. Helsper 2001: 46ff.):

Die konstitutiven Antinomien des Handelns resultieren aus der in der autonomen Lebenspraxis (Oevermann) angelegten stellvertretenden Praxisform professionellen Handelns. Diese Widersprüche (Entscheidungsdruck und Begründungspflicht) sind Bestandteil der Praxis und können lediglich angemessen gehandhabt und reflektiert werden. Weitere Antinomien sind die Subsumtionsantinomie, die Praxisantinomie und die Symmetrie- bzw. Machtantinomie. Aus der Beziehungsstruktur des Arbeitsbündnisses resultieren die diffusen (affektiven) und spezifischen (rollenförmigen) Sozialbeziehungen und hieraus wiederum Spannungen von Nähe und Distanz, Organisation und Interaktion, Autonomie und Herrschaft sowie von Person und Sache. Aus den konstitutiven Antinomien kristallisieren sich spezifisch ausgeformte Handlungsdilemmata heraus. Diese werden in Abgrenzung zu den Antinomien als Paradoxien definiert (vgl. Helsper 2001: 62). Auf einer weiteren Ebene werden die Auswirkungen umfassender Modernisierungsschübe auf die professionellen Antinomien des Handelns diskutiert. Diese sogenannten Modernisierungsantinomien (Differenzierungs-, Zivilisierungs-, Rationalisierungs- und Individualisierungsantinomien) verschärfen die bestehenden Antinomien und Paradoxien.

4.2. Biografarbeit und Habitualisierung

Es lassen sich zwei verschiedene Aspekte unterscheiden, die Ziel biografischer Arbeit sein können. Diese gilt zum einen als Voraussetzung für einen umsichtigen Umgang mit Antinomien und Paradoxien der Handlungspraxis. Damit ist gemeint, dass der Professionelle biografisch aufgeschichtete Dispositionen der eigenen Persönlichkeit als „intervenierende Variable der Berufsrolle“ (Nagel 1997: 175) kontrolliert, damit etwaige Verletzungsdispositionen nicht zu fehlerhaftem professionellen Handeln führen. Zum anderen muss versucht werden, aktiv und eigenverantwortlich, berufliche und biografische Handlungen als eine Art selbstreflexiven Bildungsprozesses so zu verschränken, dass eine individuelle „Passung“ zwischen professionellem pädagogischen Handeln und dem eigenen Selbst im Horizont der eigenen Biographie hergestellt werden kann (vgl. Helsper 2002: 95). Helsper spricht in diesem Zusammenhang von einem (berufs)biografisch reflexiven

Wissenstypus, der durch Selbst- oder Drittreflexion herzustellen sei. Insofern ist die Reflexionskompetenz die Schlüsselkompetenz professioneller Handlungspraxis. „Wissen, was man tut, bedeutet vor allem, sich der Widersprüche bewusst werden, in denen man steckt, und sie auszuhalten“ (Nittel 2000: 85). Durch reflexiv gehandhabte Biografiearbeit und selbstreflexive Bildungsarbeit kann erst so etwas wie eine autonome Konstruktion von Biografie entstehen (vgl. Wohlrab-Sahr 1993: 332), die es wiederum erlaubt, sich im Sinne von Wissenstransformationen zu entwickeln. Daher ist es wichtig, Selbst- und Prozessreflexion nicht nur als individuell verfügbare Kompetenz zu verankern, sondern diesen Habitus mit institutionalisierten Selbstreflexions- und Selbstvergewisserungsverfahren zu etablieren (Schütze 1996; Helsper 2000).

Habitus geht auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu zurück, der damit das gesamte Auftreten einer Person meint, also Lebensstil, Sprache, Kleidung, Rang und Umgangsformen. Im Zusammenhang mit der Professionalisierung in der Sozialen Arbeit wird der Novize in fachliche Standards eingeübt und in den Beruf einsozialisiert, woraus sich eine fachliche Haltung entwickelt, welche hier als Habitus beschrieben wird. „Im Habitualisierungsprozess eignen wir uns das Fachwissen nicht einfach nur kognitiv an, wir lernen es nicht nur, sondern wir verinnerlichen es. (...) Erfahrungen (werden) zum Teil der eigenen Persönlichkeitsstruktur(...)“ (vgl. Knoll 2010: 101). Und weil, wie mehrfach erwähnt, Professionen der Ort der Vermittlung von Theorie und Praxis sind, benötigen Professionelle eine bestimmte Haltung (Habitus), welche sie befähigt, sich profund und erfahren im Reich der Wissenschaft als auch in der Lebenswelt zu bewegen.

4.3. Weitere Beiträge aus der Biografieforschung

In der letzten Zeit wurden vermehrt Zusammenhänge zwischen Biografie und Ausbildung/Studium untersucht (vgl. Hammerschmidt/Sagebiel 2010; vgl. Heiner 2004; vgl. Kraul/Marotzki/Schweppe 2002 usw.). Dabei wurden u. a. Fragen nach professionellen Handlungskompetenzen (z. B. narrativ-biografische Diagnostik) wie auch allgemeiner, nach dem Stand der derzeitigen Hochschullandschaft und ihrer Absolventen untersucht. Im Folgenden werde ich zwei divergente Beispiele dafür geben, wie Biografie oder Biografisches zum einen die professionelle Handlungskompetenz bereichern können (Wolfram Fischer), indem ein biografisch gespeistes Diagnoseverfahren für die Soziale Arbeit handhabbar gemacht wird und zum anderen, wie die Biografie als Hinderungsgrund für Professionalität fungieren kann (Albert Scherr).

Wolfram Fischer beschreibt in seinem Aufsatz „Fallrekonstruktion und Handlungskompetenz im Kontext der Professionalisierung der Sozialen Arbeit“ die Implementierung einer neuen Methode professionellen Handelns, die narrativ-biografische Methode, in die Praxis der stationären Jugendhilfe. Dabei geht es ihm um das Aufzeigen einer gelingenden Verbindung von generellem wissenschaftlichen Wissen und spezifisch beruflicher Handlungspraxis. Ausgehend von einem Professionsbegriff, der auf einer Wechselwirkung von Theorie und Praxis beruht, zeigt er auf, wie zum einen die Wissenschaft und zum anderen die wissenschaftsgestützte Praxis davon profitieren. Im Unterschied zur linearen Auffassung des Verhältnisses von Wissen und Handeln, liegt seiner Arbeit ein zirkuläres Verständnis von Handeln und Wissen zugrunde. Dabei geht es um Kreisläufe, „bei denen sowohl einem aktualisierbaren Wissen immer Handeln und Erleben vorausgehen als auch Handeln immer geprägt ist von vorgängigem Wissen (Erwartungen an Abläufe und kognitiv vorstrukturierte Wahrnehmung der Situation)“ (Fischer 2010: 98, in Hammerschmidt/Sagebiel 2010). Darüber hinaus ist es ihm wichtig „Steuerungsfragen und deren Optimierung“ wie auch die „angemessene Berücksichtigung des Klienten“ im Blick zu haben. „Soziale Arbeit, die nicht beides in einem Zuge realisieren kann, kann meines Erachtens nicht Profession genannt werden“ (ebd.).

Hier stößt die Soziale Arbeit, wie andere Professionen auch, wieder auf die prinzipiellen Paradoxien (vgl. Schütze 1996: 183ff.), die jedoch durch Fallrekonstruktionen bearbeitbar gemacht werden können, im Sinne der Einheit von Theorie und Praxis (vgl. Oevermann 1996). Wie weiter oben erwähnt, lassen sich soziale Probleme nicht allein technisch oder instrumentell lösen, sondern sie bedürfen immer auch der interaktiven Kommunikation mit all ihren Problemen. Durch Verstehen und Kommunikation erhöht sich die Handlungskompetenz und die gesteigerte Handlungskompetenz führt wiederum zur Erhöhung des besseren Selbst- und Fremdverstehens.

Der Begriff der narrativ-biografischen Diagnostik (vgl. zur Narration z. B. Lucius-Hoene/Deppermann 2002) geht auf die Dissertation von Martina Goblirsch (vgl. Fischer 2010) zurück, die ein Praxisprojekt mit einer Jugendhilfeeinrichtung wissenschaftlich begleitete. Hier werden in narrativen Interviews Strukturen (vgl. auch Fritz Schützes Verlaufskurven; vgl. zur biografischen Strukturierung Fischer-Rosenthal 2000) der Bewältigung von Anforderungen schwieriger Jugendlicher wie auch deren Eltern und beteiligter Behörden gewonnen. Dabei geht es um Verstehen durch die Rekonstruktion von Orientierungs- und Handlungsstrukturen in ihrer Genese, nicht um erklären. Es geht darum,

„den Fall und seine Bedingungsstrukturen als Ensemble von Wechselwirkungen zu verstehen, die sich strukturiert haben und weiter strukturieren, also im Erleben und Handeln Kontinuität gewonnen haben und den Klienten und seine Interaktanten weiterhin orientieren.“ (...) Der Grundgedanke ist Folgender: „Wird dieses wissenschaftlich analytisch erzeugte Wissen zur Strukturgenese in geeigneter Form in den Kommunikationsprozess mit dem Jugendlichen zurückgespeist, ist eine Steigerung der Handlungskompetenz von Klient und Professionellem zu erwarten“ (Fischer 2010: 106f.).

Hier sollte gezeigt werden, wie eine biografische Methode – die narrativ-biografische Diagnostik – den Rahmen professioneller Interventionen in der Sozialen Arbeit erweitert hat. Sie beförderte zum einen die „Anerkennung und wissenschaftliche Absicherung einer wissenschaftlichen Beschreibungs- und Analysetechnik“ und zum anderen „die dialogischen und kommunikativen Formen der Entscheidungsfindung und der nachhaltigen sozialpädagogischen Begleitung“. Sie führt zur „Steigerung professioneller Handlungskompetenz“ und zu „besserem Verstehen der Verläufe und Strukturen und damit zum Verstehen von Problem-Genese und Ressourcen“ (ebd. 108f.). Jedoch wird das elaborierte Strukturwissen nur handlungsrelevant, wenn es interaktiv mit dem Klienten realisiert werden kann.

Albert Scherr hat in seinem Aufsatz „Das Studium der Sozialen Arbeit als biographisch artikulierte Aneignung eines diffusen Wissensangebots“ ein zentrales Strukturproblem gegenwärtiger Ausbildungsgänge untersucht. Dieses liegt in der Spannung zwischen dem umfassenden bzw. diffusen theoretischen Anspruch der Ausbildung und dem zeitlich, sachlich und personell Machbaren. Er thematisiert in diesem Zusammenhang die systematische Untrennbarkeit von Biografie und professionellem Handeln.

Da die Themenfelder der Sozialen Arbeit so allumfassend bzw. diffus und dabei recht schwammig begründet sind und ihr Klientel ihnen oft eine Relativierung kultureller Gepflogenheiten und Selbstverständnisse abnötigen, stellt Scherr die Frage nach der Motivation, Soziale Arbeit zu studieren, zumal damit recht schlechte Bezahlung und geringes Prestige sowie wenig Karrierechancen verbunden werden. Auf der Grundlage von theoretischen Überlegungen, beobachtenden Teilnahmen und Interviews mit Praktikern, grenzt er sich von der Annahme ab, bei Sozialer Arbeit handle es sich um eine Profession, für deren Ausübung eine langwierige Aneignung eines eigenständigen wissenschaftlichen Wissenskorporus konstitutiv und unverzichtbar sei (Scherr 2002: 226 f. in Kraul/Marotzki/Schweppe 2002).

Aufgrund der breiten Berufsfelder Sozialer Arbeit und dem Verzicht, sich auf Problematiken einzugrenzen, konstatiert Scherr, dass es sich bei Sozialer Arbeit nicht um einen Beruf bzw. eine Profession handelt, die ein klar konturiertes Tätigkeitsfeld aufweist. „Wem und wie jeweils geholfen wird, das entscheidet sich in Organisationen auf der Basis jeweiliger Codes, Programme, Regeln und Routinen, die finanzielle, rechtliche und ethische Vorgaben interpretieren“ (vgl. Scherr 2002: 228, in Kraul/Marotzki/Schweppe 2002). Da die Ausbildungsstätten (Fachhochschulen und Universitäten) nicht wissen, wo die späteren Absolventen einmal tätig sein werden, müssen sie sie in die heterogenen Felder einarbeiten. Die resultierenden Professionalisierungsdebatten in den 1970er Jahren reagierten damit, das Studium bzw. die Ausbildung zu verwissenschaftlichen resp. Sozialtechnische Problemlösungsmodelle zu implementieren. Über die Relevanz der wissenschaftlichen Theorien und Forschungsergebnisse wird weiter gestritten. Auffällig ist der Tatbestand, dass seitens der Wissenschaftler die Auseinandersetzung mit Wissenschaft immer wieder eingefordert wird, diese Sichtweise von den Praktikern nicht immer geteilt wird. Diese bezweifeln zum Teil sogar die Wichtigkeit von wissenschaftlichen Theorien, Forschungsmethoden und –ergebnissen (ebd. 228f.). Insofern spricht Scherr der Sozialen Arbeit den Rang einer Profession ab, da sie nicht „durch einen spezifischen Bezug des beruflichen Handelns auf höhersymbolisches (...) wissenschaftliches Wissen charakterisiert sind“ (ist) (ebd.: 231; vgl. Oevermann, Schütze, Stichweh weiter oben). Scherr begründet seine Diagnose damit, als Soziale Arbeit und deren Berufe – erstens - keine Leitberufe in einem eigenen Funktionssystem sind, sondern verschiedenen Funktionssystemen vielfach hierarchisch nachgeordnet sind – zweitens – es keine eigenständige wissenschaftliche Disziplin gibt und - drittens – es Belege (empirische Studien) dafür gibt, dass es berufliches Handeln in der Sozialen Arbeit gibt, das nachweislich ohne individuellen Bezug auf wissenschaftliche Wissensbestände möglich ist (ebd.: 232f.). Scherr spricht im Zusammenhang vom Verhältnis Wissenschaft und Praxis im Studium von fünf Möglichkeiten oder Modellen, die nur kurz erwähnt werden sollen: das allgemeinbildende Studium, die pragmatische Kombinatorik heterogener Wissenschaften, das Sozialingenieurstudium, die verdeckte Berufsausbildung und die anzustrebende Professionalisierung (ebd.: 234). In der Realität lassen sich Mischformen identifizieren, das Sozialingenieurmodell ist bedeutungslos geworden und das Professionalisierungsmodell hat seine Überlegenheit gegenüber der verdeckten Berufsausbildung behauptet, so Scherr weiter. In den Studiengängen ist die Wissenschaftskombinatorik mit berufspraktischer Ausbildung vorherrschend, was nicht zuletzt mit der Zusammensetzung des Personals zusammenhängt (Kolonialisierung der

Sozialen Arbeit). „Demgegenüber stellt das Professionalisierungsmodell (sich) als ein Projekt derjenigen dar, die aufgrund ihrer eigenen wissenschaftlichen Verortung im Diskurs der Sozialpädagogik bzw. der Sozialarbeitswissenschaft veranlasst sind, eine veränderte Relevanz dieser Disziplin einzufordern, und die sich und anderen davon ein Lösung der Strukturprobleme der hochschulischen Ausbildung für die Berufe der Sozialen Arbeit versprechen“ (ebd.: 235). Insofern betrachtet er die Bemühungen um die Professions-Durchsetzung in der Sozialen Arbeit „als ein Projekt der akademischen Reflexionseliten“, die sich von ihren Herkunftsdisziplinen (Politikwissenschaften, Soziologie, Psychologie) loslösten (ebd.).

In Anlehnung an die professionellen Kernkompetenzen Sozialer Arbeit:

- a) Die Fähigkeit und Bereitschaft, zunächst notwendig diffuse helfende Beziehungen zu jeweiligen Adressaten aufzubauen und aufrechtzuerhalten;
- b) Die Fähigkeit und Bereitschaft zu einer umfassenden Wahrnehmung von Hilfsbedürftigkeit;
- c) Die Fähigkeit, komplexe Problemlagen zu erkennen, in Verbindung mit einem Wissen darüber, welche Organisationen bzw. Berufe für ihre angemessene Bearbeitung zuständig und was die Möglichkeiten und Grenzen eigenständiger sozialarbeiterischer/sozialpädagogischer Interventionen sind (vgl. Schütze 1996) – fügt Scherr noch die
- d) „Bereitschaft und Fähigkeit, sich auf soziale Beziehungen zu Individuen und sozialen Gruppen einzulassen, mit denen 'Normalbürger' vielfach nichts zu tun haben möchten“; und
- e) „Ein hoch entwickeltes disziplinübergreifendes sozial-, humanwissenschaftliches und juristisches Wissen“ hinzu (ebd. 237).

Damit grenzt er sich von dem Einwand ab, Soziale Arbeit könne jeder nicht allzu neurotische Mensch ausüben. Und weil das ganzheitliche und diffuse Mandat in Verbindung mit Verzicht auf Spezialisierung innerhalb der Sozialen Arbeit vorliegt, kann das zu vermittelnde Wissen und Können nicht reduziert werden. Hieraus ergibt sich das anfangs erwähnte Spannungsverhältnis zwischen den hohen Ansprüchen der Ausbildung und dem zeitlich, sachlich und personal Machbaren, das „zentrale Strukturproblem der einschlägigen Studiengänge“ (ebd. 238).

Künftige Sozialarbeitende und Mitarbeiter_innen in Organisation berichten wiederkehrend, dass das Diplom und die Zertifikate wenig aussagekräftig sind und dass Soziale Arbeit eine „weicher Studiengang“ ist. Es gibt wenig klare Vorgaben bezüglich anzueignenden Wissens, noch die Drohung des Nicht-Bestehens, der Scheinerwerb wird als leicht beschrieben. (vgl. Bologna-Prozess).

Exkurs: Professionalisierung durch Akademisierung unter Berücksichtigung des Bologna-Prozesses

Alles in allem kann in der über einhundert jährigen Geschichte der Ausbildung von einer Akademisierung der Ausbildung gesprochen werden. Diese war durch verschiedene Aspekte beeinflusst. Da sind die zunehmende Nutzung wissenschaftlichen Wissens, die zunehmende Autonomie der Ausbildungsstätte, die Entwicklung eigener Lehre und Methodik und die Internationalisierung (vgl. Elke Kruse 2010: 43-58, in Hammerschmidt/Sagebiel 2010). Im Zuge des Bologna-Prozesses bieten sich Chancen und Risiken, welche an dieser Stelle kurz wiedergegeben werden. Dazu beziehe ich mich auf Ernst Engelkes Artikel „Mit Volldampf zurück?“ und den darin enthaltenen Thesen. Die erste These lautet, dass die Akademisierung der 1970er Jahre ein Phryrus-Sieg war, da zwar Wissenschaft in die Ausbildung Einzug hielt, diese Theorien aber mit der Sozialen Arbeit und ihrer Praxis wenig zu tun hatte (Kolonialisierung der Sozialen Arbeit durch die Bezugswissenschaften). Die zweite These lautet, dass die Diplom-Rahmenordnung von 2001 ein Erfolg war, weil sie nicht der Gliederung der Bezugswissenschaften folgte, sondern sich autark als einheitlicher Studiengang auf der Grundlage der Fachwissenschaft der Sozialen Arbeit etablierte. Die dritte These verweist auf gute Chancen durch den Bologna-Prozess, die mit der vollständigen Etablierung in das deutsche Hochschulsystem und der damit verbundenen gesellschaftlichen Aufwertung der Sozialen Arbeit einhergehen. Die vierte und fünfte Thesen gehen auf die erheblichen Risiken durch den Bologna-Prozess ein, die er darin ausmacht, dass die Studienangebote wieder so uneinheitlich wie in den 1970er Jahren konzipiert werden und insofern wieder einem orientalischem Basar gleichen (vgl. auch Silvia Staub-Bernasconi 2010). Er sieht z. B. nirgends die Definition der Sozialen Arbeit (IFSW) als Grundlage für die Ausbildung. Die sechste These geht davon aus, dass es an Autoritäten mangelt (Verbände, wie Personen), die eine Fokussierung der Studiengänge für Soziale Arbeit auf die Profession Soziale Arbeit durchsetzen könnten. Es besteht die große Gefahr für ein „Mit Volldampf zurück!“ (Kolonialisierung durch Bezugswissenschaften). Und schließlich die siebente These, in der er eine verbindliche, an internationalen Standards orientierte (IFSW) Rahmenordnung

für die Ausbildung in der Sozialen Arbeit anmahnt, mit der eine vollständige Etablierung der Profession Soziale Arbeit im deutschen Hochschulsystem zu erreichen ist (vgl. Engelke 2010: 59-75, in Hammerschmidt/Sagebiel 2010).

Scherr berichtet von zwei Fällen, um seine Ergebnisse (empirische Studien, Interviews) zu untermauern. Besonders der Fall Karin, die durch eine Anerkennungsprüfung gefallen war, erregt sein Interesse, da hier die Relativierung wissenschaftlicher Anforderungen besonders deutlich wird. Obwohl sie sachlich korrekt durch die Prüfung gefallen war, attestieren die Prüfer ihr eine Eignung für die Praxis. Trotz Ermanglung ausreichender wissenschaftlicher Kenntnisse, wird sie die Wiederholungsprüfung, wie fast 100% aller Prüflinge, bestehen (Scherr 2010: 241f.). Es scheint in der Sozialen Arbeit ein berufskultureller Topos zu herrschen, in dem es menschlicher zugeht als in der übrigen Gesellschaft, bis zur Selbstklientelisierung der Studierenden, im Sinne schwieriger Lebenssituation. Jedoch führt dieser Verzicht auf harte Standards dazu, dass Absolventen dieser Studiengänge gerade nicht als Angehörige einer Berufsgruppe oder Profession wahrgenommen werden, die über einheitliche fachliche Kompetenzen verfügen. Im Gegenteil, die Fachlichkeit spielt bei der Bestimmung ihrer Gemeinsamkeiten eher eine marginale Rolle, sie werden eher über ihre ethischen Verpflichtungen hin typisiert. Sie üben Solidarität mit Randständigen, Aufsässigen, Mühseligen und Beladenen und werden dieser diffusen beruflichen Ethik zugeordnet, die mit ihrem diffusen Mandat korrespondiert (ebd. 242).

Aus dem Material der Untersuchung lassen sich zwei Falltypen unterscheiden. Der erste Typus stellt die Entscheidung für das Studium als eine verantwortbare Wahlhandlung dar, die lebensgeschichtlich motiviert ist, mit dem Ziel der Qualifizierung. Vielfach hatten Studierende diesen Typus schon im Vorfeld Erfahrungen auf dem Gebiet der Sozialarbeit gemacht, somit konnte eine gezielte und selektive Teilnahme an subjektiv wichtig eingeordneten Veranstaltungen erfolgen. Der zweite Typus ist durch Zufälligkeit gekennzeichnet. Insofern ist das Studium in diesem Fall keine Qualifizierung, sondern ein Suchprozess, nach Orientierung, Neigung und Biografie.

Scherr konstatiert, dass in Summe aller untersuchten Studierenden keine klaren und transparenten Studien- und Berufsmotivationen vorlagen und, was schwerer wiegt, das Studium zur Klärung dieser Prozesse nicht zwingt. „Es ist folglich nicht gewährleistet, dass das Studium der Sozialpädagogik zu (...) Verberuflichungs- bzw.

Professionalisierungsprozessen führt, deren Ergebnis ein bewusstes, reflektiertes und fachlich ausgewiesenes Verständnis Sozialer Arbeit als Beruf oder Profession ist“ (ebd. 245).

Dennoch gibt es auch positive Ergebnisse der Untersuchung, so eine Studierende die angibt, kein technologisches Theorie-Praxis-Verständnis zu haben, sondern sie ordnet Theorien als Bezugsgröße für die Entwicklung persönlicher Grundorientierungen ein. Sie verweist auf die Prozesshaftigkeit des Lernprozesses, indem der Wissensvorrat erweitert wird, auf den sie sich durch Planung und Reflexion im beruflichen Handeln stützen kann. Ebenso verweist sie auf Veränderungen der Persönlichkeit durch die Auseinandersetzung mit Theorie (siehe Habitualisierung, bzw. Modell des lebenslangen Lernens).

Es ist zu sehen wie verschieden die Beiträge aus der Biografieforschung für die Soziale Arbeit nutzbar gemacht werden können. Zum einen können sie uns erkenntnistheoretisch darüber aufklären, wie die Motivationslagen von Studierenden der Sozialen Arbeit aussehen. Diese Erkenntnisse veranlassen uns dann im Weiteren, nach Möglichkeiten und Grenzen der Lösung dieser Strukturprobleme zu fragen. Zum anderen können sie im Feld des professionellen Handelns Sozialer Arbeit methodisch bereichern, wie der referierte Artikel von Fischer wiedergeben sollte. Sie decken in diesem Sinne die drei verschiedenen Ebenen der Diskussion um Profession, Professionalisierung und Professionalität ab. Auf der Mikroebene des Handelns, der Professionalität, bereichern sie uns mit neuen Methoden; auf der Mesoebene, der Professionalisierung, sagen sie uns etwas über die Möglichkeiten und Grenzen des Prozesses von Professionalisierung und schließlich auf der Makroebene, der Profession, ziehen wir unser Fazit, indem wir, aufgrund der bisherigen Tatsachen, Sozialer Arbeit den Status einer Profession verwehren oder, als Projekt gesehen, Ansatzpunkte finden, die es unter diesen oder jenen voraussetzungsvollen und zum Teil elaborierten Umständen, es ermöglichen würden, Soziale Arbeit doch noch professionalisieren zu können.

4.4. Soziale Arbeit als Dienstleistung

In den letzten Jahren hielt der viel diskutierte Dienstleistungsbegriff Einzug in die Debatte um die Profession Soziale Arbeit. Eng verbunden damit ist die Abkehr von den klassischen Professionsbegriffen, die in den „neuen Professionen“ münden. Dieser Professionsbegriff grenzt sich - wie oben ausführlich beschrieben - vom strukturfunktionellen Professionsbegriff ab, mit einer Schwerpunktverschiebung auf die Deutungs- und Handlungskompetenz und gleichzeitiger Aufgabe des sogenannten Expertenideals. (vgl. auch Dewe/Otto 1984: 795ff.; 2001).

Die Ausbreitung des tertiären Sektors und das Aufkommen der Dienstleistungsgesellschaft sind Begleitmomente bzw. Reaktionen auf die gesellschaftlichen Modernisierungsentwicklungen. Die zentrale Funktion der Sozialen Arbeit ist nach Olk (1986: 12f.) die Normalisierungsarbeit als „Gewährleistung von durchschnittlich erwartbaren Identitätsstrukturen“. Nach Luhmann (1995: 174) verhindert das gleichzeitige Auftreten von Inklusion und Exklusion jedoch einen generalisierbaren Bezugspunkt für Integration. Da sich gleichzeitig die Anforderungen an den Alltag gesteigert haben, Orientierungsrahmen weggebrochen sind, hat sich der Adressatenkreis von Sozialer Arbeit enorm geweitet. Zwar ist nicht mehr klar, von welcher Normalisierungsperspektive (Gesellschaft, Klientel, Institution, Profession) ausgegangen wird, dennoch wird dieser Bezugspunkt nicht aufgegeben. Andreas Schaarschuch, ein Hauptvertreter der Diskussion um Dienstleistung in der Sozialen Arbeit, spricht davon, dass sie dann im wesentlichen Vermittlungsarbeit (siehe Stichweh) sei, die dem Einzelfall auf der einen und der generalisierten Bezugsnorm auf der anderen Seite Rechnung tragen müsse (vgl. Schaarschuch 1996: 89). Dabei muss wiederum zwischen Individuum/Situation und Gesellschaft/Norm vermittelt werden, das klassische Hilfe-Kontrolle-Dilemma der Sozialen Arbeit.

In den 90er Jahren erfährt die Dienstleistungsdebatte in der Sozialen Arbeit, bedingt durch ökonomische Wachstumsprobleme und sozialstaatliche Finanzierungsschwierigkeiten, eine Konjunktur. Dabei werden unter dem Terminus Dienstleistung kommunale Effizienz- und Effektivitätssteigerungen (neue Steuerungsmodelle) sowie Methoden des Sozialmanagement und der Personal- und Organisationsentwicklung diskutiert (vgl. Schaarschuch 1999: 10). Klar war allerdings nicht, auf welchen Dienstleistungsbegriff Soziale Arbeit Bezug nimmt, auf den markttheoretischen, den personenbezogenen oder den professionstheoretischen.

Ausgehend von der Differenzierung des Dienstleistungsbegriffes in produktionsorientierte und konsumorientierte Dienstleistungen, verortete man Soziale Arbeit in den zweiten Bereich. Diese konsumorientierten Dienstleistungen teilen sich wiederum in personenorientierte und haushaltsorientierte Dienstleistungen (vgl. Häußermann/Siebel 1995). Merkmale des personenorientierten Ansatzes sind ihre prozesshafte Interpersonalität sowie die prinzipielle Wohltätigkeit (ebd.). Durch die starke Position des Konsumenten werden ihm Mitspracherechte zuerkannt. Durch die Expansion der personenbezogenen Dienstleistungen zeitigen sich Veränderungen der sozialen Werte. Es geht vermehrt um postmaterielle Orientierungen, um persönliche Freiheit, Selbstbestimmung, Lebensqualität, Abbau von Hierarchie, Bürokratie, Autorität und Zentralismus (ebd.).

Soziale Dienstleistungen dienen nicht der Herstellung eines Produktes, sondern sie sind darauf aus, Wirkungen bzw. Veränderungen bei den Adressaten auszulösen. Dies setzt voraus, dass das Machtgefälle zwischen Professionellem und Klienten aufgelöst wird (vgl. stellvertretende Deutung). Schaarschuch sieht unter anderen hierin die Möglichkeit für den Professionellen, der Expertokratenfalle zu entgehen, da die Klienten/Adressaten aus einer autarken Position heraus den Professionellen steuern (vgl. Schaarschuch 1996: 94f.).

Schaarschuch konzipiert sukzessive eine an den Nutzer_innen orientierte Sichtweise des Dienstleistungsbegriffs für die Soziale Arbeit. Diese werde ich im Folgenden kurz wiedergeben. Er entwickelt ein theoretisch-analytisches Konzept personenbezogener sozialer Dienstleistung, welches er vom strukturtheoretischen Modell der Professionalisierung als stellvertretende Deutung kontrastiert. Er kreiert ein auf Nachfrage der Subjekte bezogenes Dienstleistungskonzept, dessen zentrales Kriterium „die Gebrauchswerthaltigkeit der Tätigkeiten von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern für die Lebensbewältigungsprozesse, die Veränderungs- und Kompetenzaneignungsprozesse der Nutzerinnen und Nutzer“ ist (Schaarschuch 2010: 158, in: Hammerschmidt/Sagebiel 2010). Hierbei liegt das Primat der Steuerung des Interaktionsprozesses in der Professionellen-Klienten-Dyade beim Nutzer, bei der Nutzerin. Im Gegensatz zur hermeneutischen Fallrekonstruktion, wo seiner Meinung nach die professions- und angebotszentrierte Sichtweise vorherrscht, die im Nachhinein Begründungen für das Verhalten der Klienten durch den Professionellen benötigt. Schaarschuch begründet ein Dienstleistungskonzept, dass mit einer „Neurelationierung von Nutzern und Sozialarbeitern als produktiven Nutzer und ko-produktiven Professionellen“ (ebd.) einhergeht. Dieser nutzergesteuerte professionelle Handlungsmodus impliziert große Herausforderungen an die elaborierten Konzeptualisierungen professionellen Handelns. So verstanden hat sich professionelles Handeln dem Primat seiner Nutzerinnen und Nutzer nachzuordnen, „indem es – erstens – sich selbst als Gebrauchswert für die Nutzer konstituiert, - zweitens – den systematischen Einfluss der Nutzerinnen und Nutzer auf Inhalt und Form des Erbringungsprozesses institutionalisiert und – drittens – neben der realiter strukturell asymmetrisch verfassten Beziehung von NutzerInnen und Professionellen des Symmetrische Anerkennungsverhältnis von Bürgern etabliert“ (ebd. 158).

Damit versucht Schaarschuch das Dilemma zwischen Hilfe und Kontrolle („Doppeltes Mandat“ vgl. Böhnisch 1973) in der Sozialen Arbeit zu lösen, indem er den Agens in die Klient_innen bzw. Nutzer_innen Sozialer Dienstleistungen verortet. Diese Sichtweise in der Professionellen-Klienten-Dyade, unter Verweis auf die in idealtypischer Weise formulierten

Bedingungen an die Situation der Therapie, ist nicht neu. Dort suchen die Klienten freiwillig den Professionellen auf und die Professionellen sind zum Wohl der Klienten da. Jedoch so gewendet, wie Schaarschuch dies hier konzipiert, verlangt dies von den Klient_innen bzw. Nutzer_innen eine allumfassende Informiertheit über den „Markt“ von sozialen Dienstleistungen. Sie/Er allein nimmt Kontakt zum Professionellen auf oder bricht diesen ab, egal, ob die Veränderungen im Sinne eines vertretbaren Individual- und Gemeinwohles ausfallen. Insofern muss, wie von den Professionellen ein Habitus angemahnt wurde, nun auch in den potenziellen Kunden ein solcher postuliert werden. Diesen Gedanken weiter verfolgend, könnte man letztendlich bei der Abschaffung der Sozialen Arbeit ankommen, die nur dann benötigt wird, wenn die Kunden sie für nutzbringend erfahren. Und oft ist der Nutzen einer Maßnahme oder Intervention nicht gleich ersichtlich bzw. offenkundig, womit die Gefahr bestünde, dass bei unangenehmen Konfrontationen, welche am Anfang eines Prozesses von Therapie oder Ähnlichem stehen, die Kunden davon rennen oder sich dort Hilfe suchen, wo sie als weniger mühselig erlebt wird. Wie gesagt, den autarken Nutzer_innen solcher sozialen Dienstleistungen wird ein Habitus unterstellt - den zu entwickeln, die Sozialarbeitenden erst (Aus)-Bildung voranstellten. Dieser Habitus wird ihnen per se attestiert, im Sinne eines allseitig informierten und selbstgebildeten Bürgers, eines Citoyen. Zwar laufen die weiter oben beschriebenen Prozesse der Biografiearbeit auch im Alltagsleben der „Laien“ ab, doch sind diese Prozesse dort zu allermeist weit weniger reflektiert und bewusst.

Im Übrigen übt Soziale Arbeit bzw. die mit ihr verbundenen Institutionen weiterhin Kontrolle aus. Und es ist nicht geklärt, wie die Forderung von Schaarschuch nach Institutionalisierung des systematischen Einflusses der Nutzer auf Inhalt und Form des Erbringungsprozesses auszusehen hätte (ebd. 158). In der Abschaffung solcher Institutionen, weil sie mit Leid, Schmerz, Verlust und dergleichen verbunden sind? Sie deshalb nicht mehr von den Nutzer_innen nachgefragt werden. Diese Implikationen, welche dem Modell von Schaarschuch anhaften, erscheinen zwar etwas polemisierend, sind aber dennoch nicht unbegründet. So attraktiv die Wendung bzw. Balancierung im Professionellen-Klienten/Nutzer-Verhältnis auch scheint, den Professionellen, sofern diese nicht abgeschafft werden sollen, kommt qua Lizenz und Mandat die Rolle zu, die Nutzer_innen wohlwollend anzuleiten, sie über ihre Verstrickungen aufzuklären, sie auf Hilfe anderer Systeme aufmerksam zu machen. Denn wenn es die Professionellen nicht tun, tut es niemand.

5. Ursachen einer Professionalisierungsverhinderung in der Sozialen Arbeit

5.1. Entstehungsgeschichtliche Ursachen

Neben der Entstehung von Versicherungssystemen durch die Sozialgesetzgebung der Bismarckzeit etablierten sich parallel dazu Bürokratien, die diese verwalteten. Die Bemühungen um die Ausbildungsgänge für im weitesten Sinne Sozialarbeit waren dagegen eng mit der bürgerlichen Frauenbewegung verbunden. Im konservativen Deutschland, wo man emanzipatorische Bewegungen weitgehend ausschloss, formierten sich Frauen, um für ihre Rechte zu kämpfen. Ihnen ging es darum, die dem weiblichen Geschlecht zugeschriebenen Merkmale aufzuwerten und ihrer gesellschaftlichen Anerkennung zuzuführen. Sie bezogen sich auf ein Familien- bzw. Eheverständnis des 18. Jahrhunderts, dass nicht mehr von Nutzen, sondern von Zuneigung (Liebe) geprägt war. Diese Ansichten, bedingt durch die Spaltung von traditioneller Erwerbsarbeit und Familienleben, führte dazu, dass die Familie zusehends der Ort wurde, wo durch Intimisierung der Versuch unternommen wurde, die Belastungen des zuallermeist männlichen Erwerbslebens zu kompensieren. Etwa zur selben Zeit entstand eine neue Auffassung von Kindheit, die als bedeutsame Entwicklungsphase entdeckt wurde (vgl. Sachße 1994: 102ff.). Die Frau ersetzte die vorher üblichen Mägde und Ammen und übernahm selbst die Rolle der Erziehung der Kinder. Daraus ergaben sich Vorstellungen der natürlichen Mütterlichkeit. Die Frau war für Heim und Herd verantwortlich, der Mann für die Erwerbsarbeit. Sachße verweist auf die unterschiedlichen Zuschreibungen von Charaktermerkmalen, die Mann und Frau unterscheiden. Dem Mann wurden Geist, Rationalität, Aktivität und Öffentlichkeit, der Frau Wärme, Emotionalität und Geborgenheit zugeschrieben. Zusammen ergänzten sie sich zur vollständigen Einheit in Ehe und Familie (ebd. 103f.). Die bürgerliche Familie wurde idealisiert und Anstrengungen der Frauenbewegung wurden dementsprechend als kulturgefährdend angesehen. Zur selben Zeit waren Institutionen im Entstehen (Fröbel), die diese vermeintlich weiblichen Qualitäten auch außerhalb der Familie nutzbringend einzusetzen vermochten. In der Kindergärtnerinnenausbildung war es nötig, geistige Mütterlichkeit einzuüben, um den Kindern Geborgenheit bieten zu können. Der Begriff wurde zur Ikone der bürgerlichen Frauenbewegung, welche danach trachtete, die Gesellschaft zu reformieren bzw. die Auswirkungen des Kapitalismus und der Industriegesellschaft abzumildern. Man übte zum einen Kritik an der laienhaft, zumeist von Frauen ausgeführten, Armenhilfe und zum anderen am meist männlich besetzten Sozialbeamtentum. Das Ziel

wurde die breite Etablierung von Ausbildungsstätten und eines effektiven Hilfesystems. Den bürgerlichen Frauen ging es zunächst nicht um Bezahlung, sondern um Öffentlichkeit.

Als dann 1908 in Berlin die durch Alice Salomon gegründete Soziale Frauenschule entstand, wies diese praktische wie wissenschaftliche Ausbildungsmerkmale auf, jedoch mit der Leitidee der Persönlichkeitsentwicklung. Ebenso wurde hier der Grundstein der Einzelfallorientierung gelegt, da es „schlechthin keine mechanisch anwendbare Regel“ (vgl. Salomon 1908: 106) gibt, die darüber Aufschluss gibt, wie ein Hilfebedürftiger zu behandeln wäre. Sie überträgt das weibliche Gefühlsleben der Familie auf die Gesellschaft, wo die Frau dazu geeignet scheint, soziale Kälte und Entfremdung zu überwinden bzw. zur Heilung beizutragen.

Diese Entwicklung zeitigte Erfolge, die Sozialarbeit eroberte weitere Gebiete (Wohnungs-, Jugend- und Gesundheitsfürsorge) und in Folge des 1. Weltkrieges, als breite Bevölkerungsschichten von ökonomischen und sozialen Problemen betroffen wurden, expandierte das Klientel wie auch die Formen ihrer Bewältigung (Kriegsfürsorge, Kriegswohlfahrtspflege). Ebenso wurde auf der Verwaltungsebene die Fürsorge umorganisiert, was sich in der Weimarer Verfassung mit der Schaffung von Jugendämtern und Wohlfahrtsämtern niederschlug. Somit wurden die Errungenschaften der Frauenbewegung in den sozialbürokratischen Verwaltungsapparat integriert. Sozialarbeit wurde ein hauptamtlicher Beruf. Diese frühe Einbindung des beruflichen Sozialarbeiters in den bürokratischen Sozialapparat sieht Olk (1986) als ein Haupthindernis für die Entwicklung professioneller Merkmale, da dieser die Rahmenbedingungen des beruflichen Handelns bestimmte. Darüberhinaus verweist Olk darauf, dass die Gründerinnen nicht die Absicht hatten, Sozialarbeit zu einem Erwerbsberuf auszubauen. Salomon ging es um Fachlichkeit durch Ausbildung, nicht um die materiellen Bedingungen der Ausübenden. Dies sei auch darauf zurückzuführen, dass die Frauenbewegung mit dem Ideal der geistigen Mütterlichkeit nicht zum männlichen Erwerbs- und Statusdenken passte. Weiterhin wurde es versäumt, die Ausbildung an Universitäten zu verankern, weil vermutet wurde, dass die Bildung der Persönlichkeitsmerkmale in männerdominierten Universitäten zur kurz käme. Zudem kritisierte man die einseitig intellektuelle disziplinäre Zersplitterung, die wenig zu den Handlungsproblemen einer am Einzelfall orientierten Sozialarbeit beitragen könne. Die Folge war, dass es keinen Ort der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Themen der Fürsorge und Sozialpolitik in Deutschland gab. Darin sieht Sachße (1994: 237 ff.) die wesentlichen Ursachen für die bestehenden Defizite sozialwissenschaftlicher Systematisierung und

Aufarbeitung. Darüberhinaus musste das Ziel einer persönlichkeitsbildenden Ausrichtung der Ausbildung zusehends einen sachlich-rationalen Platz machen, welche auch an materiellen Belangen interessiert ist.

5.2. Schwache Verbände?

Wenn wir uns theoretisch mit Merkmalen von Professionen auseinandersetzen, so spielen Verbände bzw. Berufsgremien und die ihnen zufließenden Aufgaben immer eine wichtige Rolle. Sie regeln die Aufnahmebedingungen und Zertifizierung, überwachen die Einhaltung von ethischen Codes, sanktionieren Zuwiderhandlungen und sind um die Außendarstellung der Berufsgruppen bemüht.

Wie ist es nun um die Verbandstrukturen in Deutschland bestellt? Wie bereits des Öfteren erwähnt, gilt soziale Berufsarbeit als Frauenberuf, als Eignungsberuf für Frauen, dementsprechend spiegelt sich dies auch in den Berufsverbänden wider. Dabei verlief die Professionsentwicklung von einer Verberuflichung und Verfächlichung (Qualifikationsnachweis) zur Akademisierung und Professionalisierung (Studiennachweis). Die anfänglichen Professionalisierungskonzepte unterschieden sich dahingehend, dass Salomon auf eine Methodenentwicklung rekurrierte, während Bäumer eher den Ansatz der Institutionalisierung verfolgte. Beide Konzepte sind bis heute konstitutiv, da Soziale Arbeit auf die Klienten blickt und gleichzeitig in sozialstaatliche Rahmenbedingungen eingebunden ist. Die Professionalisierungskonzepte ändern sich ebenso, wie sich die Gesellschaft ändert und die damit verbundenen Fragen, welche aufgeworfen werden. In den 1970er Jahren, in Folge des sozialarbeiterischen Booms, stellte man sich die Frage, ob Soziale Arbeit eine Profession ist. Dies wird negativ beantwortet, da es ihr an Exklusivität mangelt (vgl. Otto/Utermann 1971). In den 1990er Jahren verschiebt sich der Fokus der Professionalisierungskonzeption hin zu handlungsorientierten und kompetenzbezogenen Modellen (vgl. Heiner 2004). Wie die sich die Konzepte von Professionalisierung ändern, so ändern sich auch die Strukturen ihrer vergesellschaftlichten Organisationen, so die These. Ich beziehe mich bei meinen Ausführungen auf die Arbeit von Christa Paulini (2010: 77-94, in Hammerschmidt/Sagebiel 2010).

Die Gründung der Berufsverbände ist in Deutschland von drei Dingen beeinflusst: der Frauenbewegung, der Bürgerschaftlichkeit und den Konfessionen. 1903 gründete sich der Verband der Berufsarbeiterinnen der Inneren Mission, der starke Beziehungen, sowohl inhaltlich wie auch organisational mit der evangelischen Frauen- und Verbandsstruktur

aufwies. 1916 gründete sich in Köln der Verein katholischer Sozialbeamtinnen Deutschlands und schließlich, 1920 in Berlin, der interkonfessionelle Deutsche Verband der Sozialbeamtinnen. Ihnen gemeinsam waren ähnliche Organisationsstrukturen (ohne Männer) und Problemlagen (Arbeitsbedingungen, Vereinzelung), jedoch unterschieden sie sich hinsichtlich ihrer weltanschaulichen Ausrichtung. Die Mitglieder sind hoch motiviert und sehen ihre Arbeit im Dienst am Volksganzen oder als tätige Nächstenliebe. Dabei sehen sie sich der Volksgemeinschaft, dem eigenen Stand und ihren Klienten gegenüber verpflichtet. Am Ende der Weimarer Republik hatten sich die Berufsverbände „sowohl hinsichtlich ihres Organisationsgrades als auch der Einbindung in den fachlichen Diskurs etabliert“ (ebd.: 84). Den Männern blieb der Zugang weiterhin verwehrt, ihnen wurden separate Tätigkeitsfelder zugestanden (männliche Jugendfürsorge, Trinker- und Geschlechtskrankenfürsorge für Männer, Arbeitsvermittlung, Berufsberatung).

Während der Zeit des Nationalsozialismus orientierten sich die Sozialverbände, die 1933 in der Deutschen Arbeitsfront zusammengeschlossen wurden, am Aufbau des Volkes. Der evangelische Verband wurde 1939 aufgelöst, der katholische blieb als Hedwigsbund bestehen.

Nach dem 2. Weltkrieg gründeten sich die Berufsverbände wieder entlang der konfessionellen und der Geschlechtergrenzen, wobei die Zusammenarbeit in Arbeitsgruppen stattfand. Den Gewerkschaften gegenüber trat man liberaler auf und überließ es den Mitgliedern, sich dort zu engagieren. Dennoch bestand die Angst, dass man in ihnen nicht ausreichend vertreten würde. Ende der 1950er Jahre nahm man Abschied vom Organisationsprinzip als Frauenverband und damit vom Leitbild der besonderen Eignung von Frauen für soziale Berufe. Man ersetzte es durch ein neutrales Leitbild, dem wissenschaftlich ausgebildeten Praktiker. „Die Aspekte eines neuen Selbstverständnisses sind nun: mehr männlich-akademisch, gewerkschaftlich orientiert, kritisch kämpferisch engagiert, gründend auf eine sozialwissenschaftliche Fundierung des Berufes und der Berufsausbildung“ (Groddeck 1994: 31f., zitiert in Paulini 2010: 88, in Hammerschmidt/Sagebiel 2010). Parallel dazu gab es Bemühungen, einen einheitlichen Berufsverband zu etablieren. Dieser wurde erst 1993, nachdem die Versuche von 1973 und 1978 gescheitert waren, im Deutschen Berufsverband für Soziale Arbeit (DBSH) verwirklicht. Als eine Folge dieses langen Prozesses sieht Paulini den Rückgang der Mitgliederzahlen. Im Vergleich mit dem National Association of Social Workers der USA fällt der niedrige Organisationsgrad in Deutschland und die zersplitterte Interessenvertretung auf. Paulini konstatiert, dass es offensichtlich nicht mehr zur Fachkultur Sozialer Arbeit gehöre, sich verbandstechnisch oder gewerkschaftlich zu organisieren bzw. sich eher über

Unterscheide als über Gemeinsamkeiten zu definieren. Dies spiegeln die zahlreichen fachspezifischen Vereinigungen (vgl. hierzu exemplarisch die Diskussion um die klinische Sozialarbeit) wider. Eigene berufliche Interessen werden nur in Ausnahmen benannt, es geht nach wie vor um das Wohl der Klienten und um soziale Gerechtigkeit. „Die Unterscheidung, inwieweit es sich dabei um eine ‘strategische Argumentation’ handelt oder ob sich darin die Grundüberzeugung widerspiegelt, dass die Interessen der KlientInnen vorrangig zu behandeln seien, bleibt schwierig. Vielleicht sind SozialarbeiterInnen ja wirklich die ‘Überbescheidenen’ und ‘eine miserabel organisierte Berufsgruppe’ (vgl. Feßmann zitiert nach Bornhöft 2001: 18, in Paulini 2010: 89, in Hammerschmidt/Sagebiel 2010).

Festzuhalten bleibt, die Interessengruppen sind zersplittert und eine Zusammenarbeit findet nicht ausreichend statt. Da berufspolitische Interessenvertretung nicht wie Mana vom Himmel fällt, muss sie gefordert und gefördert werden. Dem Dachverband und den Gewerkschaften fallen dabei die Aufgaben zu, die Vorteile einer Mitgliedschaft zu verdeutlichen und offensiver um Mitglieder zu werden. Den Ausbildungsstätten, stärker zur beruflichen Identität beizutragen und die Notwendigkeit von beruflichen Interessenvertretungen deutlicher zu machen (vgl. Busse/Ehlert u. a. 2006). Darüberhinaus gilt es, die organisatorisch abgestützte, professionelle Kultur der Reflexivität in der Berufspraxis weiterzuentwickeln, da professionelles Handeln immer eine Kombination von persönlicher und institutioneller Leistung ist (Heiner 2007: 215f.).

5.3. Geschlecht und Profession

Wie an anderer Stelle beschrieben, zielten die Bemühungen der Gründerinnen Sozialer Arbeit um Verfachlichung nicht auf Professionalisierung, nicht einmal auf Existenzsicherung (vgl. Sachße 1994). Die Rolle der Frauenbewegung bei der Entstehung der Sozialarbeit und Sozialpädagogik wurde zwar thematisiert, aber wenig systematisch reflektiert. Es wird nicht „in ambitionierter Weise durchdacht, dass die sozialen Berufe bis in die heutige Zeit hinein als ‘weiblich’ konnotierte und in der Mehrzahl durch Frauen ausgeübte, eben ‘Frauen-’Berufe sind und dementsprechend typisiert werden“ (Gildemeister/Robert 2000: 316, in Böllert/Müller u. a. 2000). Damit geht, so die Autoren weiter, ein wichtiger heuristischer Gesichtspunkt verloren. Die von ihnen vertretene These lautet, „dass geschlechtsbezogene Konzeptualisierungen wie die Metapher der ‘geistigen Mütterlichkeit’ bis heute - in Teilen latent – im Beruf der Sozialen Arbeit und Pädagogik generativ wirken“. Sie werden als Mythisierungen eines Strukturtypus’ von Weiblichkeit verstanden, die „quer“ zur

vorherrschenden Auffassung der Funktion und Strukturlogik von Professionen bzw. professionellem Handeln stehen (ebd.). Geschlechtlichkeit bietet sich im Fall der Profession als Ressource zur Differenzierung an.

Frauen waren überwiegend in die Haus- und Familiensphäre verwiesen, dem weiblichen Wesen sei Arbeitsteilung und Spezialisierung gänzlich fremd, so die Argumentation zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie sind dementsprechend mit häuslicher Daseinsfürsorge und deren weitem Umfeld (Fürsorge und Pflege) betraut gewesen. Die sich entwickelnde Berufsarbeit wurde zur Sphäre der Männer. In dieser Dichotomisierung ging man von der Metapher einer Naturwüchsigkeit aus. So führte die Arbeitsteilung der Geschlechter zur Segregation des Arbeitsmarktes. Insofern stellt die geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung ein Ergebnis und eben nicht den Ausgangspunkt gesellschaftlicher Entwicklung dar (ebd.). Geschlecht wird von den Autoren im Folgenden als ein generatives Muster der Herstellung sozialer Ordnung verstanden. Die Unterscheidung in Haus- und Berufsarbeit, in weiblich und männlich, wird auch innerhalb der ausdifferenzierten Arbeitswelt ihren Widerhall finden (Semiprofession und Profession).

Professionen, mit ihren an anderer Stelle beschriebenen Merkmale, grenzen sich zum einen dadurch zur Lohnarbeit des Proletariats und zum anderen gegen das Arbeitsfeld der Frauen ab, indem sie sich nicht zuletzt durch äußere Darstellung (Arztpraxis, Kanzlei, Beichtstuhl) systematisch vom Alltag – der Berufssphäre der Frauen – abgrenzen. „Aus 'klassisch' professioneller Sicht – eben dem Anspruch auf Expertise und spezifische Problemlösungen – ist dieser ganze 'unvermittelte, primäre, diffuse' etc. Bereich etwa alltäglicher Ängste und Verunsicherungen, von Mißtrauen und Zorn u.ä.m., in gewisser Weise ein 'dirty Job'-Anteil (Hughes 1971) des Aufgabenfeldes“ (ebd.:321). Und weil sich Professionen davon abgrenzen, benötigen sie Personen, Instanzen und Berufe, „die näher am oder ganz in einem unmittelbaren und tendentiell alltagsweltlichen Bezug zum Problem und dem mit ihm Beladenen stehen. (...) Es entstehen prekäre, von Diffundierung bedrohte Handlungsfelder, deren Aufgabenstellungen und Handlungslogiken weder dem Bereich professionellen Handelns noch dem der von Beruflichkeit geschiedenen alltäglichen Tätigkeiten der Lebensbewältigung ganz zugeordnet werden können und für die historisch kein ohne weiteres übernehmbares Strukturmodell vorliegt. Genau an dieser Stelle aber erfolgt die Konstitution des 'spezifisch Weiblich' als beruflichem Arbeitsvermögen.“ (ebd.:321).

Diese Arbeitsauffassung erfordert zum einen eine Orientierung an der jeweiligen Zwecksetzung und zum anderen eine ganzheitliche Ausrichtung. Hilfe und Pflege bedeutet Arbeit nah am Alltag, ohne dass es hierfür immer situativ eindeutige oder symbolisierte Grenzen gibt, wo präzise der Auftrag und das Problem zu lokalisieren wären. Die oft beklagte Allzuständigkeit der Sozialen Arbeit hat hier ihre Grundlage. „Die ‘Semiprofessionen’ entstehen mithin als vermittelnde und zuarbeitende Berufe und sind darin eben nicht als professionelle, etwa durch die Abstinenz von der Lebenspraxis, eine eindeutige Klärung von Auftrag, Lizenz und Mandat, durch Autonomie des Berufshandelns und die Kompetenz zu Expertise und spezifischer Problemlösung gekennzeichnet, sondern gerade durch die Alltagsnähe und die als ‘natürlich’ angesehene kommunikative Fähigkeiten der in ihnen Tätigen“ (ebd.:322).

Beansprucht nun in unserem Falle die Soziale Arbeit eine eigenständige Profession, ist sie gezwungen, eine eigenständige Abgrenzung von Gegenstand und Aufgabe zu vollbringen, ein entsprechendes fundiertes Wissen sowie eigenständige Settings und Handlungsmodelle zu entwickeln. Dies führe aber dazu, dass das, wovon Soziale Arbeit lebt, „den beruflichen Charakter in der Arbeit von Mensch zu Mensch vergessen zu machen“ – ihr Alltagsbezug, wegfallen müsste (vgl. Münchmeier 1981: 157, zitiert ebd. 323).

Am Beispiel der „Feminisierung“ der Psychologie führen uns die Autoren diesen generativen Effekt von Weiblichkeit nochmals vor Augen. Sie beziehen sich dabei auf Aussagen des damaligen Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, u. Baumann, der damals (1994) konstatierte, dass es zu Problemen komme, weil der Frauenanteil im Studium ansteigt und die Psychologie zu einem Frauenberuf wird. Die Autoren analysieren das Gesagte und beziehen dabei auch das Nichtgesagte mit ein, gehen auf Implikationen seiner Argumentationsweise ein und legen so einen weit verbreiteten Denkstil offen, wobei sie von einer extensiven Textauslegung sprechen, worauf ich hier nicht weiter eingehen will.

Zuletzt werfen die Autoren noch einen pessimistischen Blick in die Zukunft, zu den Gefahren der neuerlichen Diskussion um freiwilliges soziales Engagement im Zuge knapper Finanzen des Sozialstaates und den Möglichkeiten von Ausgliederung bzw. Outsourcing etwaiger Tätigkeitsfelder. Darin sehen sie die Gefahr einer weiter um sich greifenden Spezialisierung innerhalb der Sozialen Arbeit. Pointiert sind sie der Auffassung, dass die spezialisierten Berufe, die sich durchaus professionalisieren können, eher von Männern ausgeübt, und die weniger spezifischen, alltagsnahen Berufe zusehends wieder ehrenamtlich und von Frauen

ausgeführt werden. „Das historisch ausgebildete und nach wie vor orientierungswirksame, spezifisch tätigkeitsbezogene Konstruktionsmuster von Geschlechtlichkeit kann und wird unter den gegebenen Umständen als Ressource und Sinnquelle aktualisiert“ (ebd. 329).

6. Schluss

Die Arbeit war ein Versuch, die wichtigsten Stränge in der Diskussion um Professionalität in und Professionalisierung der Sozialen Arbeit aufzuzeigen. Dass diese Arbeit bei der schieren Anzahl von Literatur keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann und von der Subjektivität des Verfassers geprägt ist, muss hier zugestanden werden. Ich möchte dennoch hier ein Fazit abgeben und einen Ausblick in die Zukunft wagen.

Ob es sich bei Sozialer Arbeit um eine Profession handelt, mit all jenen vom Trait-Modell geforderten Merkmalen, muss hier verneint werden. Sie hat im engeren Sinne keinen wissenschaftlichen Wissenskorpus, keine eigene Disziplin, auf den sie zurückgreifen kann, ihre Verbandsstruktur ist zerklüftet und darüber hinaus recht schwach organisiert und ihr fehlt ein monopolistisch zugeordneter Arbeitsbereich. Hinzu kommt die Gebundenheit an Weisungen ihrer übergeordneter Subsysteme (Recht, Gesundheit), weswegen sie nur als gering autonom zu bezeichnen ist. Insofern hat sie den Status einer Semi-Profession.

Dagegen kann man davon sprechen, dass in der Sozialen Arbeit zusehends professioneller gearbeitet wird, sie befindet sich auf dem Weg zur Professionalisierung. In den einzelnen Arbeitsfeldern werden neue Methoden erprobt und evidenzbezogen überprüft (vgl. Otto 2010). Supervision und andere Möglichkeiten von professioneller Reflexivität kommen mehr und mehr zum Einsatz. Insofern kann man durchaus sagen, dass Professionalität in der Sozialen Arbeit Einzug hält, auf der Ebene der Handelnden.

Per se ist zu konstatieren, dass sich die Soziale Arbeit in Ausbildung und Praxis zu professionalisieren versucht. Doch ist diese Entwicklung noch nicht an ein befriedigendes Ende gelangt. Zum einen kann dies nicht geschehen, weil immer wieder neue Aspekte und Erkenntnisse aus Wissenschaft und Forschung für die Praxis der Sozialen Arbeit nutzbar gemacht werden und zum anderen, weil nicht klar genug ist, wo die Professionalisierung fußen sollte – in der Ausbildung/Studium oder in und durch die Praxis. Sicherlich ist beides von enormer Wichtigkeit, wie die Ausführungen belegen sollten.

Seit dem Bologna-Prozess und der damit einhergehenden Homogenisierung europaweiter Studienabschlüsse könnte man meinen, dass dies der Sozialen Arbeit zuträglich wäre. Das

Studium der Sozialen Arbeit wird in der deutschen Hochschullandschaft etabliert und weniger breit aufgestellt, wie das noch beim Diplomstudium der Fall war, wo jede Fakultät ihr eigenes Profil hatte, von den Hochschulen und Fachhochschulen ganz zu schweigen. So entstünde eine höhere Vergleichbarkeit von Abschlüssen deutschland- und europaweit und dies wiederum ermögliche eine Vereinfachung der Arbeitsaufnahme. Das ist zu begrüßen. Im Gegenzug wurde das Studium allerdings verkürzt und verschulter und bei der diffusen Menge des zu vermittelnden Wissens, ist diese Gegebenheit eher kontraproduktiv. Das Dilemma der Ausbildung besteht in der Fülle des Stoffes und der Kürze der Zeit (vgl. Scherr). Darüber hinaus ist es sehr schwierig, die hehren Ziele des europäischen Bologna-Prozesses, sprich eine Neustrukturierung der gesamten Studienlandschaft im Allgemeinen wie im Besonderen, in kürzerer Zeit, mit gleichem Personal oder weniger zu stemmen und dabei noch die Bedürfnisse der Studierenden im Auge zu haben. Jedoch kann, zumindest in Deutschland, nicht von einer Homogenisierung der Studieninhalte gesprochen werden. Die Ausrichtungen der verschiedenen Einrichtungen reichen von Sozialmanagement bis Psychotherapie. Es fehlte eine Art Gremienarbeit, die zu allererst, am Beginn des initiierten Prozesses klar und deutlich hätte aufzeigen müssen, was unumstößlich die Soziale Arbeit angeht und demzufolge auch gelehrt werden soll (vgl. Staub-Bernasconi). Doch so wie es derzeit aussieht, zehn Jahre nach Einführung des Bologna-Prozesses, ist man sich nicht einig, wie lange ein Studium in Deutschland zu dauern hat und welche Lehrinhalte obligatorisch sind, noch ist man sich einig geworden, wie denn die Abschlüsse Bachelor / Master sich im Vergleich zum Diplom verhalten. Hierzu bezieht auch der Dachverband keine dezidierte Stellung, was nicht weiter verwundert, wenn man als Absolvent eines Studiums oder Praktiker der Sozialen Arbeit zu hören bekommt, dass es an einem selbst liegt, ob man erst-, zweit- oder drittklassig bezahlt würde. Diese Tendenzen sind dem Image und Status der Sozialen Arbeit bestimmt nicht zuträglich. Ebenso, wie die folgenden Ausführungen.

Im Zuge der fortschreitenden Ökonomisierung des Sozialen Sektors (Neues Steuerungsmodell, Sozialwirtschaft, Sozial- und Qualitätsmanagement, Controlling, Dienstleistung etc.), nicht zuletzt durch die so genannte Finanzkrise und deren Folgen, sehe ich große Gefahren. In erster Linie dahingehend, dass Stellen, die für Sozialarbeiter ausgeschrieben waren, sukzessive von ehrenamtlichen Mitarbeitern (vgl. Gildemeister/Robert), Niedrigqualifizierten und dgl. ersetzt werden. Darüber hinaus ist zu befürchten, dass die Mehrzahl solcher „Ehrenämter“ von Frauen ausgeführt wird, insofern wird die vertikale Trennung zwischen Männern und Frauen fortgeschrieben. Wenn dies so weiter geht, wie ich es hier skizziere, dann dürfte das Projekt Professionalisierung der

Sozialen Arbeit nicht sehr lange weiter überdauern. Mit welcher Begründung seitens der Sozialarbeiter_innen und ihrer Institutionen wären dann überhaupt noch Professionalisierung und die dazu benötigten Ressourcen zu legitimieren? Sozialarbeiter_innen genießen nicht den besten Ruf, ihr gesellschaftliches Prestige ist gering und ihr Bedürfnis nach Identität und Rechtfertigung würde noch stärker wachsen. Eine bemerkenswerte Entwicklung zeitigte sich hierbei bei den klinischen Sozialarbeiter_innen. Diese versuchen sich zusehends, unter medizinische Dachverbände zu subsumieren, wodurch sie an Prestige und Status gewinnen, gleichzeitig auf diesem Gebiet dem „normalen“ Sozialarbeitenden den Rang ablaufen. Wenn dies ein Trend hin zu weiterer Spezialisierung, Zerstückelung und Segregation ist, sehe ich das große Ziel der Vereinheitlichung von Studieninhalten durch den Bologna-Prozess als gescheitert an, mehr noch, er ermutigt andere Sektoren der Sozialarbeit es den klinischen Sozialarbeiter_innen gleich zu tun und sich ebenfalls nützliche Kooperationspartner zu suchen, um ihre Ziele zu erreichen (vgl. Gildemeister/Robert; vgl. Cloos). Dies kann allerdings auch ein Weckruf dahingehend sein, sich endlich zu formieren, Autoritäten und Koryphäen ins Feld zu führen – soweit vorhanden – um für das eigene wie für das Wohl der Gesellschaft zu demonstrieren und dies mit wissenschaftlichen Evidenzketten (vgl. Otto 2010) zu untermauern. Doch versteigt man sich in den Kreisen, die meiner Meinung nach dafür prädestiniert wären, in Schaukämpfe um Deutungshoheiten, um den wie auch immer gearteten Status Quo beizubehalten, anstatt um die sozialarbeiterische Kompetenz in Disziplin und Profession zu ringen. Denn wie auf der einen Seite der Medaille das Bild der Sozialen Arbeit Kritik hinsichtlich ihrer nicht klaren und diffusen Grenzen bzw. ihres enormen Umfangs an Lehrinhalt hervorruft, so kann auf der gegenüberliegenden Seite mit dieser bisweilen erdrückenden Menge gewuchert werden. Die Lehrinhalte, sofern auf fruchtbaren Boden gefallen, erlauben es im besten Falle nur einer Person, disziplinübergreifende Zusammenhänge zu erkennen und diese für den Klienten effizienter, weil schneller, nutzbar zu machen. Der Sozialarbeitende könnte, wenn ihm die Möglichkeit dazu gegeben wird bzw. er sich diese erkämpft, dahingehend enorme Synergieeffekte für das Sozialsystem bereitstellen, wenn sich Hilfesuchende im System nur an eine Person wenden müssen und nicht an drei. Wie realistisch diese Zukunftsvisionen sind, sei dahingestellt, doch der Versuch sollte unternommen werden, um nicht im Rausch des allgemeinen Sparzwanges sich selbst abzuschaffen helfen, weil Ungelernte, Fach- und Berufsfremde „unsere“ Stellen übernehmen. Wenn schon nicht ein Dachverband, der Staat, das Land oder andere für uns sprechen, dann müssen wir uns selbst unersetzlich machen, indem wir uns so viel wie möglich Wissen und

Handlungskompetenz, nicht zuletzt eine Darstellungskompetenz, aneignen (internalisieren und habitualisieren) und dieses für unser Klientel (Staat wie Hilfesuchende) nutzbar machen. Damit wäre ein erster Schritt getan, die offenkundigen Unzulänglichkeiten, die der Sozialen Arbeit anhaften, auszumerzen - soweit dies der akademischen Seite möglich ist. Es ist zu befürchten, dass in der Allzuständigkeit Sozialer Arbeit und dementsprechend darüber, was notwendig und was nicht, der Hauptgrund für die Hemmnisse der Professionalisierung liegt. Aufweichung bzw. Erosion der Werte, Individualisierung, Rückzug ins Private und Vereinzelung sind Begleiterscheinung einer Beckschen Risikogesellschaft geworden, in der wir heute in Deutschland leben, die Situation hat sich im Vergleich zu Becks Veröffentlichung sogar noch verschärft. Es gilt, das Professionalisierungsprojekt in der Sozialen Arbeit trotz aller Widrigkeiten weiterzuführen. Eine stringente Agenda – die strukturelle, dynamische wie individuelle Aspekte beinhaltet – zu entwickeln, die es denjenigen, die sich auf dem Weg zur professionellen Sozialen Arbeit befinden, erlaubt, dies mit bestem und gutem Gewissen zu tun.

Literaturverzeichnis

- Alisch, L.-M./ Baumert, J./ Beck, K. (Hrsg.): Professionswissen und Professionalisierung. Braunschweig: Technische Universität, 1990.
- Baecker, Dirk: Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie, 23, 1994, S. 93-110.
- Bauer, Karl-Oswald: Pädagogische Basiskompetenzen: Theorie und Training. Weinheim 2005.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Frankfurt/Main, 1986.
- Böllert/Müller/Olk/Sünker (Hrsg.): Soziale Arbeit. Gesellschaftliche Bedingungen und professionelle Perspektiven. Darmstadt/Neuwied 2000.
- Böhnisch, Lothar/Lösch, Hans: Das Handlungsverständnis des Sozialarbeiters und seine institutionelle Determination, in: Otto, Hans-Uwe/Schneider, S. (Hg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, Bd. 2, Neuwied/Berlin 1973.
- Bucher, Rue und Strauss, Anselm: Wandlungsprozesse in Professionen (1961). In: Luckmann, T./Sprondel, W.M. (Hrsg.): Berufssoziologie: Köln, 1972, S. 182-197.
- Busse, S./ Ehlert, G.: Professionalisierung und Professionalität des Personals in der Sozialen Arbeit. In: Bütow, B., Chassé K. A., Maurer, S. (Hg.): Soziale Arbeit auf dem Prüfstand - Analysen zu Transformationsprozessen in den Lebenswelten und in der Kinder- und Jugendhilfe im Osten Deutschlands. Wiesbaden 2006.
- Cloos, Peter: Soziale Arbeit als Profession - Theoretische Vergewisserungen und Perspektiven. In: Hammerschmidt, P./Sagebiel, J.: Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit-Versuch einer Bilanz. München 2010, S. 25-42.
- Combe, A. / Buchen, S.: Belastung von Lehrerinnen und Lehrern. Weinheim 1996
- Combe, Arno/Helsper, Werner: Pädagogische Professionalität – Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt/Main, 1996.
- Combe, A./Buchen, S.: Belastung von Lehrerinnen und Lehrern. Fallstudien zur Bedeutung alltäglicher Handlungsabläufe an unterschiedlichen Schulformen. Weinheim 1996.
- Combe, A./Helsper, W. (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. - Frankfurt a. M 1996.
- Daheim, Hansjürgen: Zum Stand der Professionssoziologie. Rekonstruktion machttheoretischer Modelle der Profession. In: Dewe, Bernd / Ferchhoff, Wilfried /

Radtko, Frank-Olaf (Hrsg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen 1992, S. 21-35.

- Daßler, Henning: Emotion und pädagogische Professionalität: Die Bedeutung des Umgangs mit Gefühlen für sozialpädagogische Berufe. Dissertationsarbeit der Technischen Universität Braunschweig 1999.
Abgerufen am 09.01.2011 unter: http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=958420327&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=958420327.pdf
- Dewe, Bernd et. al.: Professionalisierung - Kritik - Deutung. Soziale Dienste zwischen Verwissenschaftlichung und Wohlfahrtsstaatskrise. Frankfurt a. M.: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 1986.
- Dewe, B./Otto, H.-U.: Profession. In: Handbuch Soziale Arbeit, 2001, S. 1399ff.
- Dewe, Bernd/ Ferchhoff, Uwe/ Radtko, Frank-Olaf: Erziehen als Profession. Opladen, 1992.
- Dewe, B./Ferchhoff, W./Scherr, A./Stüwe, G.: Professionelles soziales Handeln. Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. Weinheim, 1995.
- Dewe, Bernd/Otto, Hans-Uwe: Professionalisierung. In: Eyferth, H./Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied, 1984.
- Dewe, Bernd/Otto, Hans-Uwe: Sozialpädagogik – Über ihren Status als Disziplin und Profession. In: neue praxis, 1, 1996, S. 3-16.
- Doorn, Jaques von: Probleme der Professionalisierung in der Sozialarbeit. In: Otto, H.-U./Utermann, K. (Hrsg.): Sozialarbeit als Beruf – Auf dem Weg zur Professionalisierung? München, 1971, S. 66-74.
- Engelke, Ernst: Mit Volldampf zurück? Welche Risiken und Chancen bietet der Bologna-Prozess für die Etablierung der Sozialen Arbeit im deutschen Hochschulsystem? In: Hammerschmidt, P./Sagebiel, J.: Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit-Versuch einer Bilanz. München 2010, S. 59-76.
- Etzioni, Amitai: The semi-professions and their organization, New York, 1969.
- Fabel-Lamla, Melanie: Professionalisierungspfade ostdeutscher Lehrer. Biografische Verläufe und Professionalisierung im doppelten Modernisierungsprozess. Wiesbaden 2004.
- Fischer, Wolfram: Fallrekonstruktion und Handlungskompetenz im Kontext der Professionalisierung der Sozialen Arbeit. In: Hammerschmidt, P./Sagebiel, J.:

Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit-Versuch einer Bilanz. München 2010, S. 95-114.

- Freidson, Eliot: Der Ärztestand. Berufs- und wissenschaftssoziologische Durchleuchtung einer Profession. Stuttgart 1979.
- Freidson, E.: Professional Powers. University of Chicago Press, Chicago, IL. 1986.
- Gall, Rahel / Hitz, Rafaella: Professionelle Identitäten in der Sozialarbeit. Bern 1996.
- Gildemeister, R./ Robert, G.: Teilung der Arbeit und Teilung der Geschlechter: Professionalisierung und Substitution in der Sozialen Arbeit und Pädagogik In: Böllert/Müller/Olk/Sünker (Hrsg.): Soziale Arbeit. Gesellschaftliche Bedingungen und professionelle Perspektiven. Darmstadt/Neuwied, 2000 S. 315 – 336.
- Gildemeister, R.: Neuere Aspekte der Professionalisierungsdebatte. Soziale Arbeit zwischen immanenten Kunstlehren des Fallverstehens und Strategien kollektiver Statusverbesserung. In: Neue Praxis 3/92, 1992 207ff.
- Goode, William J.: Professionen und die Gesellschaft. Die Struktur ihrer Beziehungen. (1957). In: Luckmann, T./Sprondel, W.M.: Berufssoziologie. Köln, 1972, S. 157-168.
- Hammerschmidt, Peter/Sagebiel, Juliane: Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit-Versuch einer Zwischenbilanz. München 2010.
- Häußermann, H./Siebel, W.: Dienstleistungsgesellschaften. Frankfurt am Main 1995.
- Heiner, Maja: Professionalität in der Sozialen Arbeit. Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven. Stuttgart 2004.
- Heiner, M.: Soziale Arbeit als Beruf. Fälle-Felder-Fähigkeiten. München 2007.
- Helsper, W.: Antinomien des Lehrerhandelns und die Bedeutung der Fallrekonstruktion. Überlegungen zu einer Professionalisierung im Rahmen universitärer Lehrerbildung. In: Cloer, E./Klika, D./Kunert, H. (Hg.): Welche Lehrer braucht das Land? Notwendige und mögliche Reformen der Lehrerbildung. – Weinheim 2000 S. 142-177.
- Helsper, W.: Lehrerprofessionalität als antinomische Handlungsstruktur. In: Kraul, M./Marotzki, W./Schweppe, C. (Hg.): Biographie und Profession. - Bad Heilbrunn 2002 S. 64-102.
- Helsper, W./Krüger, H.-H./Rabe-Kleberg, U.: Professionstheorie, Professions- und Biographieforschung. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs- Beratungs- und Sozialforschung, 1. Jg., H. 1, 2000 S. 5-19.

- Helsper, W./Böhme, J./Kramer, R. T./Lingekost, A.: Schulkultur und Schulmythos. Gymnasien zwischen elitärer Bildung und höherer Volksschule im Transformationsprozeß. Rekonstruktion zur Schulkultur I. (Unter Mitarbeit von: Busse, S./Hagedorn, J./Schaarenberg, H.). Opladen 2001.
- Hesse, Hans Albrecht: Berufe im Wandel. Ein Beitrag zum Problem der Professionalisierung. Stuttgart 1968.
- Hughes, E. C.: The sociological eye. - New Brunswick, NJ 1984.
- IFSW: Definition von Sozialer Arbeit (deutsche Version) www.ifsw.org/p38000409.html
- Klatetzki, T., Tacke, V. (Hrsg.): Organisation und Profession, Wiesbaden 2005
- Kleve, Heiko: Sozialarbeit und Sozialpädagogik - zur Einheit einer Unterscheidung. Vortrag auf der Tagung „Sozialarbeit trifft Sozialpädagogik. Kooperation in Praxis und Ausbildung“, Fachhochschule 2004.
- Knoll, Andreas: Professionelle Soziale Arbeit. Professionstheorie zur Einführung und Auffrischung. Freiburg i. B. 2010.
- Kraul, M./Marotzki, W./Schweppe, C. (Hg.): Biographie und Profession. - Bad Heilbrunn 2002.
- Kruse, Elke: Professionalisierung durch Akademisierung? -Hauptstationen der Entwicklung der Ausbildung in der Sozialen Arbeit. In: Hammerschmidt, P./Sagebiel, J.: Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit-Versuch einer Bilanz. München 2010, S. 43-58.
- Kutscher, Nadia: Moralische Begründungsstrukturen professionellen Handelns in der Sozialen Arbeit: eine empirische Untersuchung zu normativen Deutungs- und Orientierungsmustern in der Jugendhilfe; Abgerufen am 09.01.2011
<http://nbnresolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:hbz:361-4065> URL:
<http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2003/406/>
- Kurtz, Thomas: Berufssoziologie. Bielefeld: 2002 .
- Luhmann, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd.1, Frankfurt/Main, 1980.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen 2002.
- Merten, Roland: Handlungskompetenz in der Sozialen Arbeit. Was trägt die Systemtheorie zur Handlungskompetenz Sozialer Arbeit bei? In: Hammerschmidt,

P./Sagebiel, J.: Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit-Versuch einer Bilanz. München 2010, S. 133-148.

- Mok, Albert L.: Alte und neue Professionen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 21, S. 770-781. 1969.
- Münchmeier, R.: Zugänge zur Geschichte der Sozialarbeit. München, 1981.
- Mühlum, Albert / Bartholomeyczik, Sabine / Göpel, Eberhard: Sozialarbeitswissenschaft, Pflegewissenschaft, Gesundheitswissenschaft. Freiburg i. Br. 1997.
- Nagel, U.: Engagierte Rollendistanz. Professionalität in biographischer Perspektive. Opladen 1997.
- Nittel, Dieter: Die Veralltäglichen pädagogischen Wissens - im Horizont von Profession, Professionalisierung und Professionalität. In: Zeitschrift für Pädagogik. 2004, Heft 3, S. 342 – 357.
- Nittel, D.: Von der Mission zur Profession. Stand und Perspektiven der Verberuflichung der Erwachsenenbildung. Bielefeld 2000.
- Nittel, D.: Professionalität ohne Profession? Gekonnte Beruflichkeit im Medium narrativer Interviews. In: Kraul, M./Marotzki, W./Schweppe, C. (Hg.): Biographie und Profession. Bad Heilbrunn, 2002 S. 253–286.
- Oevermann, Ulrich: Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./Helsper, W.: Pädagogische Professionalität – Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt/Main, 1996, S. 70-182.
- Olk, Thomas: Abschied vom Experten – Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität. Weinheim 1986.
- Otto, Hans-Uwe/ Polutta, Andreas/ Ziegler, Holger (Hrsg.): What Works – Welches Wissen braucht soziale Arbeit? Zum Konzept evidenzbasierter Praxis. Opladen und Farmington Hills, MI 2010
- Otto, H.-U.: Zum Verhältnis von systematisierten Wissen und praktischem Handeln in der Sozialarbeit. In: Otto, H.-U./Utermann, K. (Hrsg.): Sozialarbeit als Beruf – Auf dem Weg zur Professionalisierung? München, 1971, S. 87-98.
- Otto, H.-U./Utermann, K. (Hrsg.): Sozialarbeit als Beruf – Auf dem Weg zur Professionalisierung? München, 1971.

- Pietsch, Susanne: Begleiten und begleitet werden. Praxisnahe Fallarbeit – ein Beitrag zur Professionalisierung in der universitären Lehrerbildung. Kassel 2010.
- Parsons, Talcott: The Social System. Toronto 1968.
- Paulini, Christa: Zur Bedeutung von Berufsverbänden für die Professionalisierung Sozialer Arbeit. In: Hammerschmidt, P./Sagebiel, J.: Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit-Versuch einer Bilanz. München 2010, S. 77-94.
- Rauschenbach, Thomas/ Thole, Werner (Hrsg.): Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktionen, Bereiche und Methoden. München 1998.
- Sachße, Christoph: Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929, 2. Auflage, Opladen 1994
- Salomon, Alice: Soziale Frauenbildung. Leipzig, 1908.
- Schaarschuch, Andreas: Nutzerorientierung - der Weg zur Professionalisierung Sozialer Arbeit? In: Hammerschmidt, P./Sagebiel, J.: Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit-Versuch einer Bilanz. München 2010, S. 149-160.
- Schaarschuch, Andreas: Theoretische Grundelemente Sozialer Arbeit als Dienstleistung. Ein analytischer Zugang zur Neuorientierung Sozialer Arbeit. In: neue Praxis 6, 1999 S. 543-560.
- Schaarschuch, A. (1996): Dienst-Leistung und Soziale Arbeit. Widersprüche 59; S.87ff.
- Scherr, Albert: Das Studium der Sozialen Arbeit als biographisch artikulierte Aneignung eines diffusen Wissensangebotes. In: Kraul, M./Marotzki, W./Schweppe, C. (Hg.): Biographie und Profession. - Bad Heilbrunn 2002, S 225-252.
- Schreckenber, Wilhelm: Der Irrweg der Lehrerausbildung. Über die Möglichkeit und die Unmöglichkeit, ein „guter“ Lehrer zu werden und zu bleiben. Düsseldorf 1985.
- Schütze, Fritz: Sozialarbeit als bescheidene Profession. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.-O.: Erziehen als Profession. Opladen 1992.
- Schütze, F.: Kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. - Stuttgart, 1984 S. 78-117.
- Schütze, F.: Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen. Ihre Auswirkungen auf die Paradoxie des professionellen Handels. In:

Combe, A./Helsper, W. (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. - Frankfurt a. M., 1996 S. 183-276.

- Staub-Bernasconi, Silvia: Professionalisierung der Sozialen Arbeit – Ein uneingelöstes Versprechen. In: Hammerschmidt, P./Sagebiel, J.: Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit-Versuch einer Bilanz. München 2010, S. 115-132.
- Staub-Bernasconi, S.: Soziale Arbeit als "Menschenrechtsprofession". In: Wöhrle, A. (Hrsg.): Profession und Wissenschaft Sozialer Arbeit. Positionen in einer Phase der generellen Neuverortung und Spezifika in den neuen Bundesländern. Pfaffenweiler, 1998 S. 305ff.
- Stichweh, R.: Wissenschaft, Universität, Professionen: soziologische Analysen. – Frankfurt a. M. 1994.
- Stichweh, Rudolf: Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. In: Combe, A./Helsper, W.: Pädagogische Professionalität, Frankfurt/Main, 1996, S.49-69.
- Stichweh, Rudolf: Professionalisierung, Ausdifferenzierung von Funktionssystemen, Inklusion. Betrachtungen aus systemtheoretischer Sicht. In: Dewe, Bernd / Ferchhoff, Wilfried / Radtke, Frank-Olaf (Hrsg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen 1992 S. 36-48.
- Terhart, Ewald: Lehrerberuf und Professionalität. In: Dewe, B. u. a. (Hrsg.): Erziehen als Profession. Opladen 1992, S. 103-131.
- Terhart, E.: Lehrerberuf und Lehrerbildung. Forschungsbefunde, Problemanalysen, Reformkonzepte. Weinheim 2001.
- Thiersch, Hans: Sozialarbeitswissenschaft. Neue Herausforderungen oder Altbekanntes? In: Merten, Roland et al. (Hrsg.): Sozialarbeitswissenschaft – Kontroversen und Perspektiven. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand. 1996 S. 1-19.
- Thole, Werner/ Wegner, Claudia/ Küster, Ernst-Uwe (Hrsg.): Professionalisierung und Studium. Die hochschulische Qualifikation für die Kinder- und Jugendarbeit. Befunde und Reflexionen. Wiesbaden 2005.
- Thole, W./Küster-Schapfl, E.-U.: Sozialpädagogische Profis. Beruflicher Habitus, Wissen und Können von Pädagoginnen in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen 1997.
- Wohlrab-Sahr, M.: Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der 'reflexiven' Moderne: Das Beispiel der Zeitarbeiterin. Opladen 1993.

